

REZENSIONEN

Concili Provintiaali o Cuvendi j Arbenit (Romæ 1706) [Das Provinzialkonzil oder die Versammlung von Albanien]. Botim kritik. [bearb. u. hrsg. von Bardhyl Demiraj] (= Biblioteka Françeskane „Ët Gjergj Fishta“). Botime Françeskane: Shkodër 2012. 500 S. ISBN 978-99956-97-19-8.

Die ältesten gedruckten Sprachdenkmäler der Albaner (16.–18. Jh.) gehören in die Kategorie des religiösen Schrifttums oder der Drucke des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung (Propaganda Fide), d.h. sie waren bestimmt zur Rezeption in einem Landstrich, der gerade im Begriff war, mehrheitlich zum Islam zu konvertieren. Aus dieser Reihe ist der *Kuvendi i Arbërit*, wie man heute schreibt, der letzte umfangreiche Druck (115 S.)¹, der gleich in doppelter Ausfertigung erhalten ist: lateinisch (1703) und albanisch (1706). Papst Klemens XI soll alb. Herkunft gewesen sein, daher das Interesse für das «Konzil» und dessen lateinische *Acta*. Die Sprachwissenschaftler interessieren sich selbstredend nur für die alb. Übersetzung, die 1706 in Rom verlegt wurde (bearb. Nachdrucke 1868, 1872), während den Kirchengeschichtlern vier Nachdrucke in lateinischer Sprache aus dem 19. Jh. zur Verfügung stehen. Das genaue Datum, wann diese Regionalsynode stattfand, ist ebenso wenig bekannt wie der Name des Übersetzers². Jeder Bearbeiter des alb. Textes hat mit spezifischen Problemen zu kämpfen, als da sind: lautlich-orthographische Deutung des lateinschriftlichen Originals sowie Interpretation der Bedeutung von Wörtern, die heute außer Gebrauch geraten sind. Nicht zu vergessen schließlich, dass die alb. Formenlehre und der Satzbau sich in den letzten 300 Jahren nicht wenig gewandelt haben.

Bardhyl DEMIRAJ, Albanologieprofessor in München, hat sich der Aufgabe unterzogen, eine kritische Edition des alb. Textes unter Berücksichtigung des Nachdruckes von 1868 und unter Einbeziehung einer erhellenden Arbeit von Vinçenc MALAJ (1998) auf S. 9–36 auszuarbeiten. Die Bearbeitung erstreckt sich im Wesentlichen auf eine Erörterung der Schreibweise, die Umschrift im modernen Zeichensatz (rechte Seite, links gegenüber ein Faksimile des Drucks von 1706), eine lexikalische «Konkordanz» (S. 319–471) sowie einen «Wortindex». Dem Buch beigelegt ist eine CD-ROM, die die früheren Ausgaben des *Kuvendi i Arbërit* enthalten soll. Leider lässt diese sich unter dem Betriebssystem OSX von Apple/Macintosh nicht öffnen.

- 1 Der Katechismus von Gjon KAZAZI (1743) umfasst nur 46 Seiten. Die anderen kath. Drucke des 18. Jhs. (z.B. Variboba, 1762) gehören in die Überlieferung der Italoalbaner (Arbëreshë).
- 2 Georg STADTMÜLLER hat 1956 in „Das Albanische Nationalkonzil vom Jahre 1703“, *Orientalia Christiana Periodica*, Bd. 22, S. 68–91, das Wesentliche für den deutschsprachigen Leser mitgeteilt. Malaj meint, Egjidi Quinto d'Armeno sei der Verfasser der Übersetzung, während Francesco Maria da Lecce diese für den Druck vorbereitet und die Korrektur gelesen habe (S. 17). Visk Zmajeviq wird im *Kuvend* als Erzbischof von Bar genannt.

Über die inhaltliche Thematik des *Kuvendi* liefert Malaj auf S. 23–36 eine konzise Übersicht: Im Teil I Kap. 1. über die Ausübung des Glaubens³, 2. über die Renegaten, 3. über die Kryptochristen, 4. Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen, 5. über die Grundlehren des Glaubens, 6. über die Glaubensverkündigung, 7. über die Festtage, 8.–9. über das Fasten, 10. über das falsche Zeugnis. Teil II behandelt die Sakramente, Teil III die Kirchenoberen und die Abgrenzung der nordalb. Bistümer, Teil IV den niederen Klerus und die Priesterausbildung. Ein Schwerpunkt liegt fraglos bei der Pastoraltheologie, wobei aus heutiger Sicht zweierlei auffällt: (a) die Bestimmungen sind seit der Mitte des 20. Jhs. in der Weltkirche wesentlich laxer geworden, (b) manches, was in den Acta verlangt wurde, blieb auch im 18. und 19. Jh. reine Theorie, wie die ethnographisch-historische Forschung zu Albanien hinreichend belegt. Besonders aufschlussreich sind die wiederholten Hinweise auf Priester, die nicht schreiben können; sie sollen sich bei Amtskollegen, die des Schreibens mächtig sind, Hilfe holen. Dies bezieht sich in erster Linie auf Lateinkenntnisse, denn Albanisch konnten zu der Zeit sogar die wenigsten Gebildeten schreiben. Es fällt auf, dass auch unter dem Sakrament der Buße nichts über Blutrache verlautet; offenbar wurde der *Kanun* als geltendes Gewohnheitsrecht respektiert und keineswegs verdammt.

Demirajs Ausführungen zur Schreibweise sind für diejenigen redundant, die schon mit nordalbanischen alten Drucken vertraut sind. Diese Orthographie wurde zunächst von der Propaganda Fide benutzt und später in Shkodra bis zur Einführung des Bashkimi-Alphabets (1908) in religiösen und profanen Schriften angewandt. Sie besteht im Wesentlichen darin, dass man italienische Regelungen übernimmt (z.B. *sc* = *š*) und die Laute, die den Italienern Schwierigkeiten bereiten, durch einige griechische und/oder slavische Buchstaben ersetzt. Dazu zählt vor allem das <ü> /y/, wofür man den altslavischen Buchstaben <у>⁴ *ŝ* einsetzt. In manchen Nachdrucken hat man hier die Ziffer 8 verwendet, aber bei Demiraj sieht es wie griech. Gamma *γ* aus. – Die Zuordnung der Grapheme zu den Phonemen ist keineswegs eindeutig, wie die Tabelle auf S. 41–43 zeigt. Deshalb hat Demiraj den gesamten Text des *Kuvendi* transkribiert, ohne ihn sprachlich zu modernisieren. Das betrifft vor allem den Laut *ë*, der im Skutariner Alphabet keine eindeutige Entsprechung hat, so dass der heutige Leser zwischen /e/ und /ə/ schwanken kann. – Bei den Quantitäten und den Nasalvokalen ist viel Spielraum zur Interpretation. So wird z.B. das slav. Lehnwort *zákon* ‚Sitte, Gewohnheit‘ in den alten katholischen Drucken gewöhnlich *eaacon* geschrieben⁵, was nach alb. Lautregeln keinen Sinn macht, aber der kroatischen Aussprache entspricht. Man nimmt an, dass die Varietät, die der Übersetzung des *Kuvendi* zu-

3 Auf S. 84–85 steht das Credo in der «langen» liturgischen Form: Bessogn mbe gnia te vete-min Hš̄i ‚ich glaube an den einen Gott‘.

4 An sich eine Ligatur aus <ou> u, aber schon die Byzantiner führten *ŝ* ein. Auch *ε* für <z> stammt wohl aus der kyrillischen Schrift.

5 Auch das lat.-romanische Lehnwort für ‚segnen‘ hat die Längenbezeichnung in der ersten Silbe, z.B. *i beecuemi* ‚benedictus‘. Nicht jeder doppelt geschriebene Vokal bezeichnet aber die Länge, wie man S. 97 an *mboonj* ‚ich verleugne‘ (modern: *mobo*) erkennt. Hier ist ein /h/ ausgelassen.

grundeliegt, der Dialekt des Erzbistums Bar (Antivari) ist (S. 50), was heute in Montenegro liegt.

Bei seiner Transkription verbessert Demiraj offensichtliche Versehen und markiert die emendierte Form durch Unterstreichung. So finden wir auf S. 136f. ‚... soll nicht getauft werden, ohne zuvor gebeicht zu haben‘ (mos te pagheëohet paa u refšem perpara). Hier ersetzt der Bearbeiter mit Recht ‚Taufe‘ durch ‚Firmung‘. – Viel Mühe hat der Bearbeiter auf das verwendet, was er Wortschatz-Konkordanz nennt (S. 321–471). Dort sind alle Wortformen verzeichnet, und zwar mit Varianten und der Häufigkeit im Text. So kann man auch Hapax legomena ermitteln, z.B. *çe* ‚was‘ und *çele* ‚offen, deutlich‘ (?). Die Stellen des Vorkommens findet man durch einen Ziffernkodex, der die Seite und Zeile nachweist, z.B. bei *çele* S. 82, Zeile 1: ketu maa celle = *ketu mā çele*. Es folgt ein Wortindex, in dem die modernen Lemmata kontrastiert werden mit den Wortformen, die im Text des *Kuvendi* belegt sind. Am Schluss der Edition finden wir noch ein knappes Literaturverzeichnis (S. 499–500) und außerhalb der Paginierung eine Übersicht über die Veröffentlichungen der frankiskanischen Schriftsteller, der man entnehmen kann, dass in den letzten 10 Jahren die meisten Werke der Vorkriegszeit (z.B. *Visaret e Kombit*) in anastatischen Nachdrucken wieder zugänglich gemacht wurden.

Die Druckfehler halten sich sehr in Grenzen, aber es sei vermerkt, dass auf S. 496 im Register der Eigennamen GREGOR VON NAZIANZ (Nazianzeno) irrtümlich als *Nancianceni* erscheint.

Delmenhorst

ARMIN HETZER

SNJEŽANA KORDIĆ: *Jezik i nacionalizam* [Sprache und Nationalismus]. Durieux: Zagreb 2010. 430 S. ISBN 978-953-188-311-51.

Das hier zu rezensierende Buch von Snježana Kordić zeigt, dass die Beschäftigung mit der serbokroatischen Sprachenfrage auch nach Erscheinen der umfangreichen Monographie von GRÖSCHEL mit ihrer Bibliographie¹ von über 1.500 Titeln nicht abreißt.

Der Titel des Buches selbst ist sehr allgemein gehalten, er lässt zunächst einmal nur erkennen, dass es – man möchte vorerst sagen – „irgendwie“ um das Verhältnis von Sprache und Nationalismus geht. Einige Themen werden freilich schlagwortartig auf dem Schutzumschlag genannt: „Jezični purizam“ ‚Sprachpurismus‘², „Mit o pro-

1 GRÖSCHEL, Bernhard: *Das Serbokroatische zwischen Linguistik und Politik. Mit einer Bibliographie zum postjugoslavischen Sprachenstreit*. München 2009. Die Bibliographie umfasst die Seiten 381–451.

2 Sämtliche wörtlichen Zitate aus der hier rezensierten Publikation sind von uns auch ins Deutsche übersetzt worden, damit am Gegenstand interessierte Personen, die keine oder nur geringe serbokroatische Sprachkenntnisse haben, vorliegende Besprechung ebenfalls voll verstehen können. Angemerkt werden soll bei dieser Gelegenheit, dass Kordić selbst alle ihre Zitate aus den zahlreichen von ihr herangezogenen Veröffentlichungen, die nicht in Serbokroatisch verfasst sind, ins Serbokroatische übersetzt hat, was natürlich insbesondere

padanju jezika“ ‚Der Mythos vom Zerfall der Sprache‘, ‚Purizam i nacizam“ ‚Purismus und Nazismus‘, ‚Policentrični standardni jezik“ ‚Polyzentrische Standardsprache‘, ‚Sociolingvistički kriteriji“ ‚Soziolinguistische Kriterien‘, ‚Nacionalni identitet i jezik“ ‚Nationale Identität und Sprache‘, ‚Mit o iskonskom postojanju nacije“ ‚Der Mythos vom uralten Bestehen einer Nation‘, ‚Kulturni identitet je konstrukcija“ ‚Kulturelle Identität ist eine Konstruktion‘, ‚Prepravljanje povijesti“ ‚Umänderung der Geschichte‘ sowie schließlich ‚Mit o pačeništvu“ ‚Der Mythos vom Duldertum‘. Letzteres ist Überschrift eines Unterkapitels auf den Seiten 347f.: Hier wird unter Hinzuziehung von Arbeiten zum Nationalismus darauf hingewiesen, dass dieser oft mit dem Mythos einhergeht, das eigene Volk sei in seiner Geschichte Ungerechtigkeiten ausgesetzt gewesen, die es nun zu korrigieren gelte. Speziell den sprachlichen Verhältnissen in der Geschichte Kroatiens hat Kordić bereits vorher ein ausführliches Kapitel gewidmet: ‚Mit o jezičnom unitarizmu“ ‚Der Mythos vom sprachlichen Unitarismus‘ (S. 282–321). Hiermit ist die von kroatischer Seite seit Jahrzehnten vorgebrachte Behauptung gemeint, dass es seit langer Zeit einen von Serben betriebenen Hegemonismus in der serbokroatischen Sprache gebe, der dazu geführt habe, dass die kroatische Variante des Serbokroatischen mehr und mehr serbisiert worden sei. Kordić zeigt, dass diese These weder für das 19. Jahrhundert noch für die Zeit des Ersten und Zweiten Jugoslawien gilt. Mit der angeblichen serbischen Bevormundung in der Sprache, in Kroatien selbst auch als ‚Serbokroatismus“ bezeichnet, hatte sich auch schon GRÖSCHEL 2009 befasst und dies auf den Seiten 78–81 als ‚Ideologem“ bezeichnet, was von BUNČIĆ in seiner Rezension zu GRÖSCHEL 2009 zustimmend hervorgehoben wird³.

Das Buch besteht aus drei Hauptkapiteln, deren Überschriften zu den Schlagwörtern auf dem Schutzumschlag allerdings keine Parallele bilden, was damit zusammenhängt, dass einige dieser Stichwörter Unterpunkte zu anderen sind. So enthält z.B. das erste Hauptkapitel, ‚Jezični purizam“ (S. 9–68), u.a. die Unterkapitel ‚Purizam i nacizam“ und ‚Mit o propadanju jezika“⁴. Kapitel 2 ist mit ‚Policentrični standardni jezik“ überschrieben (S. 69–168), wobei die ‚Sociolingvistički kriteriji“ lediglich ein Unterpunkt unter zahlreichen weiteren sind. Kapitel 3 beschäftigt sich mit ‚Nacija, identitet, kultura, povijest“ ‚Nation, Identität, Kultur, Geschichte‘ (S. 169–379). Hierzu gehören die anderen Schlagworte, die auf dem Schutzumschlag stehen, wobei das Kapitel selbst ebenfalls wieder weitaus mehr Unterpunkte hat. Auf das Hauptkapitel 3 folgen ein umfangreicher ‚Popis citiranih radova“ ‚Verzeichnis der zitierten Arbeiten‘ (S. 381–407) sowie erfreulicherweise zwei Verzeichnisse, die

Leserinnen und Lesern in den heutigen serbokroatisch-sprachigen Staaten sehr entgegenkommen dürfte.

3 Daniel BUNČIĆ, in: *Zeitschrift für slavische Philologie* 67 (2010), S. 244–250, hier: S. 245: „Die Sachdarstellung rückt einiges zurecht, was im Sprachenstreit behauptet worden ist. Unter anderem wird die Opferrolle, in der sich Kroaten gern sehen, relativiert. So wird die bei kroatischen Autoren oft zu lesende Behauptung, es gebe eine als ‚Serbokroatismus‘ bezeichnete Bewegung, welche die kroatischen Eigenarten unterdrücken wolle, zu Recht als ‚Verschwörungstheorie‘ klassifiziert (S. 81)“.

4 Letzteres ist genau genommen ein Unterkapitel zu dem Unterkapitel ‚Strategija purista“ ‚Die Strategie der Puristen‘ (S. 21–35).

die Arbeit aufschlüsseln: einmal ein „Registar imena“ ‚Namenregister‘ (S. 409–416), zum anderen ein „Registar pojmov“ ‚Register von Sachbegriffen‘ (S. 417–428). Beschlossen wird die Arbeit durch einen kurzen Abriss der bisherigen wissenschaftlichen Biographie der Autorin.

Wenn zu Beginn dieser Besprechung darauf hingewiesen wurde, dass der Buchtitel selbst noch recht vage ist, so kann man dem hinzufügen, dass auch aus den erwähnten Schlagwörtern in keiner Weise hervorgeht, von welcher Sprache und von welchem Staat denn nun die Rede sein wird. Diejenigen, die frühere Veröffentlichungen der Autorin kennen, wissen oder können zumindest vermuten, dass es wahrscheinlich um die Rolle von Sprache und Nationalismus im kroatischen Staat geht.

Wie die soeben skizzierte Anlage des Buches zeigt, beginnt Snježana Kordić mit Ausführungen zum Sprachpurismus. Und hier findet sich obige Vermutung gleich im ersten Satz bestätigt: Es geht um den Sprachpurismus in Kroatien, und zwar genauer noch: um seine bisherige letzte Phase: „Zadnjih dvadesetak godina u Hrvatskoj je čistoća jezika ili *jezični purizam* [kursiv a.a.O., U. O.] postao velika tema, prisutna na svakom koraku.“ ‚In den letzten zwanzig Jahren ist die Reinheit der Sprache oder der *Sprachpurismus* ein häufig diskutiertes⁵ Thema geworden, das auf Schritt und Tritt präsent ist‘ (S. 9). Da ein mehr oder weniger stark ausgeprägter Nationalismus oft auch mit puristischen Tendenzen innerhalb einer Sprache einhergeht, ist hiermit ein konkreter Einstieg in die Thematik der Arbeit hergestellt, wonach im weiteren Verlauf des Buches die anderen Aspekte der Problematik Schritt für Schritt entwickelt werden.

Nach dem Hinweis auf die Rolle des Purismus im Kroatien der letzten zwanzig Jahre zählt Kordić eine Reihe von Behauptungen auf, die „im agitatorischen Diskurs puristisch orientierter Autoren“ (S. 9) stereotyp wiederholt werden. Zu beachten ist, dass die Belege hierfür nicht von ihr selber stammen, vielmehr stützt sie sich auf eine bereits einige Jahre zuvor erschienene Arbeit des polnischen Slavisten CZERWIŃSKI⁶. Dies ist insofern wichtig, als die Verf. selber wegen ihrer kritischen Haltung zur sprachlichen Situation im heutigen Kroatien von kroatischer Seite immer wieder einmal angefeindet wird, so dass eine Stimme, der man sicher Neutralität wird zubilligen dürfen, hier wesentlich geeigneter ist⁷. Von den bei Kordić zitierten Aussagen Czerwińskis sollen hier einige zur Illustration wiedergegeben werden:

- 5 Bei der Wiedergabe serbokroatischer Zitate im Deutschen nehmen wir uns die Freiheit, die Übersetzung stilistisch erforderlichenfalls anzupassen. Der Sinn des Originalzitats wird dadurch jedoch in keiner Weise verändert.
- 6 CZERWIŃSKI, Maciej: *Język – ideologia – naród. Polityka językowa w Chorwacji a język mediów*. Kraków 2005, hier S. 131.
- 7 Ähnlich hat auch Gröschel in seinem in Fußnote 1 genannten Buch seine „zweifache Distanz“ betont, die in der „Darstellung aus der Perspektive eines Ausländers und darüber hinaus über weite Strecken aus der Sicht der Allgemeinen Sprachwissenschaft“ besteht und „auch Äquidistanz bei der Beurteilung der in der postjugoslav. Sprach(en)debatte vertretenen unterschiedlichen Standpunkte gewähren dürfte“. Des Weiteren legt Gröschel Wert auf die Feststellung dass er „nicht in – sich mitunter in regelrechten Zitierkartellen manifestierende – Gruppenbildungen um innerphilologische ‚Autoritäten‘ eingebunden ist“ (Alle Zitate in GRÖSCHEL 2009: 3). Auf diese „zweifache Äquidistanz“ weist auch Helmut KEIPERT

- „Jezik je duša naroda i njegovo ogledalo, koje prenosi i čuva njegovu jedinstvenost i autentičnost.“ „Die Sprache ist die Seele eines Volkes und dessen Spiegel, der seine Einzigartigkeit und Authentizität weitergibt und hütet.“
- „U jeziku se odražava kulturna i civilizacijska razlika naspram Srba; jezične razlike su samo izvedenice dubljih razlika.“ „In der Sprache spiegelt sich der kulturelle und zivilisatorische Unterschied gegenüber den Serben; die sprachlichen Unterschiede sind lediglich Derivate tieferer Unterschiede.“
- „U doba I i II Jugoslavije hrvatski jezik je bio posrbljivan, a narod odnarodivan.“ „In der Zeit des Ersten und des Zweiten Jugoslawiens wurde die kroatische Sprache serbisiert⁸ und das Volk sich selbst entfremdet.“
- „Hrvatski jezik teži (sam od sebe, prirodno) čuvanju čistoće.“ „Die kroatische Sprache strebt (von sich selbst, auf natürliche Art und Weise) zur Bewahrung der Reinheit“ (KORDIĆ 2010: 9).

Die Unwissenschaftlichkeit und Absurdität derartiger Behauptungen liegen auf der Hand. Kordić weist anschließend darauf hin, dass der kroatische Purismus sowohl Bestandteil des Programms der kroatistischen Universitätsstudien als auch des Unterrichtsprogramms sämtlicher Mittelschulen ist: „Svatko mora već od mladosti biti upućen u purizam.“ „Jeder muss schon von Jugend an in den Purismus eingewiesen werden“ (S. 10). Bedauerlicherweise wird dies nicht belegt, hier wären Hinweise auf entsprechende offizielle Lehrpläne und/oder Verordnungen des kroatischen Staates hilfreich gewesen. Dieser Mangel wird auch nicht durch das kurze Unterkapitel „Školski sistem“ ‚Schulsystem‘ (S. 364–366) wettgemacht, in dem die Verf. aus nicht weniger als neun Veröffentlichungen Zitate zum Thema „Nationalistische Erziehung in der Schule, einschließlich nationalistischer Spracherziehung“ anführt; zwar sind diese Zitate, sofern eine nationalistische Erziehung stattfindet, durchaus zutreffend, wie z.B. „U školi djeca usvajaju predrasude o sebi i drugim ljudima i uče visoko vrednovati svoju naciju.“⁹ „In der Schule erwerben die Kinder Vorurteile über sich selbst und andere Menschen und lernen, die eigene Nation hoch zu schätzen.“ Mit einer Ausnahme, BELLAMY 2003¹⁰, lässt freilich keine dieser Publikationen vom Titel her Bezüge zum Phänomen des Nationalismus im heutigen Kroatien erkennen. Auch aus den Zitaten selbst ergibt sich kein Bezug zu Kroatien. Die von Kordić angeführten Aussagen der verschiedenen Nationalismus-Forscher können zwar auch auf Kroatien zutreffen, dies müsste dann aber an konkreten Fakten noch hieb- und stichfest nachgewiesen werden.

Unter der Überschrift „Purizam i nacizam“ (S. 10–16) wird anhand von Zitaten aus einschlägigen Arbeiten, vor allem aus zwei Aufsätzen von Peter von Polenz, dargestellt, dass Purismus, insbesondere ein rigider Purismus, extrem nationalistische

in seiner Rezension zu GRÖSCHEL 2009 hin, in: *Osteuropa* 60 (2010), Heft 9, S. 155–157, hier S. 155.

8 Vgl. zu diesem Vorwurf die Bemerkungen weiter oben mit Fußnote 3.

9 Ins Serbokroatische übersetztes Zitat aus LOUIS L. SNYDER: *The new nationalism*. Ithaca N. Y. 1968, S. 364.

10 BELLAMY, Alex J.: *The formation of Croatian national identity. A centuries-old dream?* Manchester, New York 2003.

Wurzeln haben kann. Sowohl Purismus als auch Nationalismus müssen jedoch nicht zwangsläufig extrem sein, es gibt von beiden auch weniger extreme Formen¹¹. Insofern halten wir die Darstellung des Purismus in diesem Unterkapitel für zu einseitig und ergänzungsbedürftig. Diese Einseitigkeit findet allenfalls eine Erklärung, wenn man sie als Vorbereitung auf die Ausführungen zum Purismus zur Zeit der Nezavisna Država Hrvatska, abgekürzt NDH, des Unabhängigen Kroatischen Staates, sieht, also jenes Staates, der von 1941 bis 1944 bestand und allgemein als faschistisch gilt¹². Im entsprechenden Unterkapitel „Hrvatsko kopiranje nacističkog purizma“ ‚Die kroatische Kopie des nazistischen Purismus‘ (S. 16–18) wird aus einer beachtlichen Reihe von Arbeiten zitiert, in denen eine solche Anknüpfung an den NDH-Staat gesehen wird.

Ein weiteres Thema im Purismus-Kapitel ist die Frage „Tko forsira purizam“ ‚Wer forciert den Purismus‘ (S. 18–20). Hier wird dargelegt, dass dies vor allem eine Allianz aus kroatischen Sprachwissenschaftlern und national gesonnenen Politikern ist. Es wird ferner die Strategie der Puristen beschrieben (S. 21–27): Hier spielen vor allem neuere Lehrbücher, Sprachratgeber, normative Wörterbücher sowie den gewünschten Sprachgebrauch fördernde Rubriken in den Medien eine Rolle (S. 21). U.a. kreieren kroatische Sprachpuristen Wortbildungen, auf deren Infantilität auf S. 25 hingewiesen wird.

Auch das bei Puristen vieler anderer Sprachen fast stereotyp anzutreffende Argument, dass eine Sprache vom Verfall bedroht sei, wenn sie zu viele Fremdwörter in sich aufnimmt, kommt im kroatischen Sprachpurismus nicht zu kurz. Zu Recht wird dieser angebliche Sprachverfall als „mit“ ‚Mythos‘ bezeichnet.

Von den übrigen im Purismus-Kapitel behandelten Eigenarten des kroatischen Purismus soll hier nur noch die Klage erwähnt werden, dass im heutigen Kroatien niemand die – sc. „kroatische“ – Standardsprache kenne. Dieser an sich schon absurden Behauptung liegt die noch absurdere Ansicht der Sprachpuristen zugrunde, „da je hrvatskija ona propagirana riječ koju zna što manji broj Hrvata, a najhrvatskija je ako ju nitko ne koristi“ ‚dass jenes propagierte Wort kroatischer ist, das möglichst wenige Kroaten kennen, und ein Wort am kroatischsten ist, wenn niemand es benutzt‘ (S. 34).

Das wesentlich umfangreichere zweite Kapitel ist dem Begriff „Polyzentrische Standardsprache“ gewidmet. Die beiden Begriffe ‚Standardsprache‘ und ‚polyzentrisch‘ werden ausführlich erläutert, es wird darauf hingewiesen, dass sehr viele Standardsprachen polyzentrisch sind (S. 78), augenfällige Beispiele sind Englisch mit sei-

11 Zu den verschiedenen Arten des Purismus und seinen ebenfalls unterschiedlichen Motiven vgl. THOMAS, George: *Linguistic purism*. London, New York 1991, ferner LEYHAUSEN, Katja: „Vorsicht ist nicht immer der bessere Teil der Tapferkeit“ – Purism in the historiography of the German language“. In: Nils Langer, Winifred V. Davies (Hrsg.): *Linguistic Purism in the Germanic Languages*. Berlin, New York 2005, S. 302–323, u.a. die Tabelle S. 307, wo hinsichtlich der Motive von Purismus zwischen „National education“, „Linguistic education“ und „Cultural education“ unterschieden wird.

12 Vgl. hierzu z.B. STEINDORFF, Ludwig: *Kroatien. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Regensburg 2001, S. 177: „Der NDH-Staat wies nach Aufbau und Selbstverständnis zahlreiche Parallelen mit dem NS-Staat und dem faschistischen Italien auf.“

nen Varianten in Großbritannien, den USA, Australien und Kanada, Spanisch in Spanien und zahlreichen lateinamerikanischen Ländern, Portugiesisch in Portugal und Brasilien, Französisch in Frankreich, Belgien, Kanada und verschiedenen afrikanischen Ländern sowie Deutsch in Deutschland und Österreich (S. 79), wobei die Verf. an anderen Stellen zu Recht auch noch das in der Schweiz verwendete Standarddeutsch nennt. Ebenfalls auf S. 79 schreibt sie, dass die Sprecher der Standardsprache in Kroatien, Serbien, Bosnien und Herzegowina sowie in Montenegro sich wechselseitig bei weitem besser verstehen als die Sprecher der beiden innerkroatischen Dialekte Kajkavisch und Čakavisch. Obwohl Kordić, da sie Muttersprachlerin einer der Varianten des Standardserbokroatischen ist, hierfür zweifelsfrei selber Gewähr leisten kann, verweist sie noch auf den französischen Slavisten THOMAS, dessen Objektivität in dieser Frage sicher außer Zweifel stehen dürfte¹³. Und nicht nur von Thomas, sondern von der überwältigenden Mehrzahl der Fachleute wird der Charakter des Serbokroatischen als polyzentrischer Standardsprache auch nach dem Zerfall des früheren Jugoslawien nicht bestritten. Dies zeigt sich u.a. in der nach wie vor weit verbreiteten Akzeptanz der Sprachbezeichnung „Serbokroatisch“ selbst. Kordić kann hier im Unterkapitel „Naziv jezika“ ‚Benennung der Sprache‘ (S. 125–136) eine große Anzahl von gerade auch nicht-serbokroatischen Stimmen anführen, also von Fachleuten, die in den Sprachenstreit in keiner Weise involviert sind, wie z.B. BLUM 2002¹⁴, der auf S. V schreibt: „Od dvodijelnih oznaka je internacionalno najproširenija bila i stala oznaka srpskohrvatski jezik“ ‚Von den zweiteiligen Bezeichnungen war und ist die Bezeichnung serbokroatische Sprache international am stärksten verbreitet geblieben‘ (S. 128).

Besonders beachtenswert ist im Kapitel „Policentrični standardni jezik“ ‚Polyzentrische Standardsprache‘ das Subkapitel „Manifestacije neznanja“ ‚Manifestationen der Unwissenheit‘ (S. 136–168) Die insgesamt 21 Unterpunkte dieses Teils der Untersuchung können geradezu als ein Katalog der Argumente bzw. Pseudoargumente jener bezeichnet werden, die – meist sehr vehement – eine angebliche Eigensprachlichkeit des Kroatischen vertreten. Sie werden von der Verf. dort, wo keine Nennung konkreter Personen erfolgt, meist zusammenfassend als „kroatisti“ ‚Kroatisten‘ (z.B. S. 136) oder „lingvisti s južnoslavenskih prostora“ ‚Linguisten aus den südslawischen Gebieten‘ (z.B. S. 140) bezeichnet (wobei letzterer Begriff eigentlich zu weit gefasst ist). Sämtliche Pseudoargumente werden bravourös widerlegt. Im Rahmen einer Rezension ist es nicht möglich, auf jeden einzelnen der 21 Punkte einzugehen, es sollen immerhin exemplarisch einige kurz herausgegriffen werden.

So zielt z.B. einer der Versuche, das Kroatische als eigenständige, von den drei anderen Varianten (Bosnisch, Montenegrinisch, Serbisch) deutlich abgehobene Spra-

13 THOMAS, Paul-Louis: «Le serbo-croate (bosniaque, croate, monténégrin, serbe): de l'étude d'une langue à l'identité des langues». *Revue des études slaves* 74, Heft 2–3 (2002), S. 311–325, hier: S. 314. In KORDIĆ 2010 ist lediglich das Erscheinungsjahr des Zeitschriftenbandes fälschlich mit „2003“ angegeben.

14 BLUM, Daniel: *Sprache und Politik. Sprachpolitik und Sprachnationalismus in der Republik Indien und dem sozialistischen Jugoslawien (1945–1991)*. Würzburg 2002. Der in KORDIĆ 2010: 383 für das Buch angegebene Erscheinungsort „Heidelberg“ ist nicht richtig. Es handelt sich um eine im Jahre 2000 in Heidelberg angefertigte Dissertation.

che zu etablieren, darauf ab, den Begriff „(polyzentrische) Standardsprache“ so zu interpretieren, dass er auf das angeblich eigenständige Kroatische nicht anwendbar ist: Im Abschnitt „Organska razina“ ‚Organische Ebene‘ (S. 140f.) wird die Behauptung der Kroatisten aufgegriffen, eine Standardsprache sei „organischen“ Sprachen entgegengestellt, wobei das Kroatische dann eben eine solche „organische“ Sprache sein soll, wohingegen eine Standardsprache, hier das Serbokroatische, nicht-organisch sei. Hiergegen wendet Kordić zu Recht ein, dass man sich unter einer „nicht-organischen“ oder „anorganischen“ Sprache linguistisch nichts vorstellen kann und dass ein solcher Terminus in der Linguistik auch nirgendwo gebräuchlich ist, wobei sie sich hier GRÖSCHEL (2009: 81) anschließt.

Ein weiteres „Argument“ gegen das die vier Varianten Bosnisch, Kroatisch, Montenegrinisch und Serbisch übergreifende Serbokroatisch besteht in der Behauptung, „Serbokroatisch“ sei ein abstrakter Begriff und daher in der Realität nicht existent. Auch hiergegen argumentiert die Verf. zu Recht, dass Sprachen mit mehreren Varianten wie Englisch, Französisch oder Deutsch dann ebenfalls nicht existieren würden, wobei sie sich mit GRÖSCHEL (2009: 75) einig weiß. Sie gibt zwar zu, dass z.B. das Deutsche nur als österreichische, schweizerische oder deutsche Variante realisiert wird, dennoch kann man durchaus von einer deutschen Sprache sprechen, ohne jeweils die Varietät mit zu nennen (S. 142). Gleiches gilt natürlich für das Englische, Französische und andere polyzentrische Standardsprachen.

Auf einer anderen Ebene liegt das Argument, eine Standardsprache müsse, um polyzentrisch zu sein, auch eine für alle ihre heutigen Varianten gemeinsame Geschichte haben. Da dies bei den Varianten des Serbokroatischen nicht der Fall ist, glauben die Kroatisten, hiermit die gewünschte Unabhängigkeit des Kroatischen von den anderen drei Varianten „beweisen“ zu können. Auch diesem Argument lässt sich jedoch Paroli bieten, indem man auf andere – heutzutage polyzentrische – Standardsprachen verweist, in denen durchaus mehrere Vorläufer mit jeweils eigener Geschichte zusammengekommen sind: Als Beispiel rekurriert die Verf. u.a. auf das Deutsche, wie es wiederum bereits GRÖSCHEL (2009: 65) getan hat oder auch FÖLDES¹⁵ (2002: 225) (KORDIĆ 2010: 145).

Das dritte Kapitel behandelt Fragen, die nicht unmittelbar linguistisch sind, den Linguisten aber dennoch herausfordern. So setzt sich die Verf. auf den Seiten 169–181 mit der These auseinander, die man in dem Satz zusammenfassen könnte: „Eine Nation muss eine Sprache haben, die sonst keine andere Nation hat.“ Demzufolge – so Kordić – denken viele Menschen in den ehemaligen jugoslawischen Gebieten, dass sie den Status einer Nation verlieren, wenn sie die Sprache nicht mit demselben Namen benennen, den die eigene Nation hat; sie vertreten diesen Standpunkt aus der Unkenntnis heraus, dass die Unterschiede der Sprache einer Nachbarnation unbedeutend sind (s. S. 169). Hier möchten wir lediglich kritisch anmerken, dass Kordić anstelle des Wortes *nacija* ‚Nation‘ besser *država* ‚Staat‘ verwendet hätte. Von ‚Nation‘ zu sprechen, ist ein wenig inkonsequent, da sie sich auf den Seiten 182–196 der heute vielfach vertretenen Auffassung anschließt, dass „Nation“ keine unwandelbare, von

15 FÖLDES, Csaba: „Deutsch als Sprache mit mehrfacher Regionalität: Die diatopische Variationsbreite“. *Muttersprache* 112 (2002), Heft 3, S. 225–239.

der Natur vorgegebene Größe ist, sondern ein ideelles Gebilde, das je nach politischen Interessen als so oder so beschaffen proklamiert wird oder proklamiert werden kann, insbesondere im Hinblick darauf, welche Gruppen zur Nation gehören und welche nicht. Hierzu wird aus einer Fülle von Arbeiten zitiert, die sich kritisch mit ‚Nation‘ und ‚Nationalismus‘ auseinandersetzen. Unabhängig von der ein wenig unglücklichen Wortwahl ist es richtig, dass ein und dieselbe polyzentrische Standardsprache Staatsgrenzen überschreiten kann. Auch hier wird wieder auf zahlreiche Beispiele verwiesen, etwa das bereits weiter oben erwähnte Englisch in Großbritannien, den USA usw., Französisch in Frankreich, Belgien usw., Spanisch in Spanien selbst sowie in den meisten der lateinamerikanischen Länder. So sehen denn auch Slavisten zumindest außerhalb des südslavischen Raumes keinen Widerspruch darin, dass ein und dieselbe Sprache in mehr als einer Nation gesprochen wird: Kordić nennt den Dänen Per Jacobsen: „Treba naglasiti da postojanje zajedničkog srpskohrvatskog jezika ne dovodi u pitanje postojanje četiriju nacija ili četiriju nezavisnih država niti ugrožava nacionalne identitete (JACOBSEN 2008a: 268)¹⁶“ „Man muss betonen, dass die Existenz einer gemeinsamen serbokroatischen Sprache die Existenz von vier Nationen oder vier unabhängigen Staaten nicht infrage stellt noch die nationalen Identitäten bedroht“ (S. 170).

In der vorliegenden Rezension konnte aus Platzgründen nicht die ganze Vielfalt der behandelten Themen zur Sprache gebracht werden. Eines sollte jedoch auf jeden Fall noch hervorgehoben werden, nämlich dass die Verf. der Mehrzahl ihrer kroatischen sprachwissenschaftlichen Kollegen an mehreren Stellen ihres Buches vorwirft, dass sie, wenn es um die Beurteilung des Kroatischen selbst geht, nicht mehr als Sprachwissenschaftler, die es eigentlich besser wissen müssten, argumentieren, sondern ihre Ansicht, das Kroatische sei nicht mehr Teil des Serbokroatischen, zu einem quasi-religiösen Dogma erheben¹⁷ oder Meinungen vertreten, die von linguistisch in keiner Weise ausgebildeten Politikern erwünscht sind, hierzu vgl. man z.B. S. 366.

Abgesehen von der in einigen Punkten geäußerten Kritik kann man sagen, dass das Buch von Kordić viele wichtige Aspekte der sprachlichen Situation nach dem Zerfall des ehemaligen Jugoslawien erfasst und diese gründlich behandelt, wobei auch die politischen Voraussetzungen und Implikationen, die zur Sprachenfrage gehören, ausführlich berücksichtigt sind. Gewiss: Wie bereits die umfangreiche Bibliographie in GRÖSCHEL 2009 zeigt, sind wohl die meisten Facetten der linguistischen Problematik schon vielfach andernorts behandelt worden, was auch darin zum Ausdruck kommt, dass Kordić zu den von ihr angesprochenen Themen meist auf eine größere Zahl einschlägiger früherer Arbeiten zurückgreift. Sie hat sich jedoch keineswegs auf die rein sprachwissenschaftlichen Aspekte beschränkt, sondern in weitaus stärkerem Maße, als dies in anderen Arbeiten zur Sprachenfrage in den Nachfolgestaaten Jugoslawiens der Fall ist, eine Vielzahl von Publikationen insbesondere zu den Themen „Nation“, „Nationalismus“, „Sprache und Nation“, „Politik und Sprache“, „Sprachpolitik“ sowie „(nationale, kulturelle) Identität“ herangezogen. Zu all diesen Themen

16 JACOBSEN, Per: „Who’s Whose? The Balkan Literary Context“. *Studi Slavistici* V (2008), S. 267–279.

17 Vgl. das Unterkapitel „Nova religija umjesto znanstvenoga pristupa“ ‚Eine neue Religion anstelle wissenschaftlichen Herangehens‘ (S. 163–168).

werden wichtige Arbeiten gebündelt referiert, wodurch oft zum Ausdruck kommt, dass eine beachtliche Anzahl von Fachleuten in einzelnen Fragen übereinstimmt. Dass die Verf. aus vielen dieser Veröffentlichungen reichhaltig zitiert, mag mancher als für eine wissenschaftliche Arbeit vielleicht etwas Zuviel des Guten empfinden. Im vorliegenden Fall kann man dies jedoch durchaus begrüßen, vor allem deshalb, weil sich das Buch unserer Meinung nach nicht ausschließlich an Gelehrte der involvierten Disziplinen richtet, sondern darüber hinaus an einen größeren Leserkreis. Die Tatsache, dass sämtliche Zitate, die nicht aus serbokroatischen Publikationen stammen, von Snježana Kordić ins Serbokroatische übersetzt worden sind, legt den Schluss nahe, dass das Buch, sozusagen „in einem Guss“, vor allem dort ohne Schwierigkeiten gelesen werden soll und auch gelesen werden kann, wo dies am nötigsten ist, nämlich in den Nachfolgestaaten des früheren Jugoslawien selbst. Durch die vielen, oft ausführlicheren Zitate wird zudem den Auffassungen einer großen Zahl außenstehender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu größerer Publizität verholfen. Man möchte dem Buch mit Nachdruck wünschen, dass es vor allem bei den Personen, die im politischen und kulturellen Leben der betroffenen Staaten an prominenter Stelle stehen, auf fruchtbaren Boden fallen und dort, wo erforderlich, zu einem Umdenkungsprozess führen möge, so dass vielleicht auch im ehemaligen Jugoslawien ein entemotionalisierter Blick auf den gesamten Fragenkreis gefördert wird.

Bonn

ULRICH OBST

VASSILIS NITSIAKOS: *On the Border. Transborder Mobility, Ethnic Groups and Boundaries on the Albanian-Greek Frontier*. LIT Verlag: Münster 2010. 498 S. ISBN 978-3-643-10793-0.

Das neueste Buch des an der Universität von Ioannina lehrenden griechischen Ethnologen Vassilis NITSIAKOS ist ein zutiefst persönlicher Versuch, eine *Anthropology at home* zu schreiben. Nitsiakos stammt aus dem Dorf Aetomilitsa an der griechisch-albanischen Grenze und so erscheint es nur folgerichtig, dass ihn das Phänomen der Grenze in ihrer geographisch-politischen aber auch in ihrer symbolisch-mental Dimension besonders beschäftigt. Gleichzeitig ist das Buch seit Sarah GREENS „Notes on the Balkans“ (2005) die erste detaillierte ethnographische Auseinandersetzung mit dem Epirus, der griechisch-albanischen Grenzregion, die gleichzeitig eine EU-Außengrenze bildet. Im Charakter unterscheidet sich das Buch von Nitsiakos aber deutlich vom Vorgängerwerk von Sarah Green. Während Green auf einer abstrakten Ebene arbeitet und als Schlüsselkonzept die von außen applizierte und von innen gefühlte „Marginalität“ als Charakteristikum der Region identifiziert, wählt Nitsiakos bewusst über weite Abschnitte seines Buches einen Tagebuchstil im Sinn einer „dichten Beschreibung“. Dieser Ansatz erlaubt dem Autor eine Form des „polyphonen Schreibens“, in dem eine Vielzahl von Stimmen von beiden Seiten der Grenze zu Wort kommen. Gleichzeitig möchte er Emotionalität, Subjektivität und Spontanität ein größeres Gewicht bei seiner ethnographischen Beschreibung verleihen. Ob dieser Versuch insgesamt gelungen ist, darüber kann man geteilter Meinung sein.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile: einen kurzen abstrakten akademisch-methodologischen Teil in dem Begriffe und Ansätze diskutiert werden, und einen über 400

Seiten umfassenden subjektiven Teil, in dem Orte, Menschen und Begebenheiten im Epirus in den vergangenen 20 Jahren dokumentiert werden. Leider kommen diese beiden Teile nicht in einen Dialog, sie stehen seltsam unverbunden nebeneinander.

Im ersten Teil stellt Nitsiakos klar, dass die Grenze für ihn eine Konstruktion darstellt, bei der sich ethnographische Fakten oft als inkompatibel mit der politischen Grenze erweisen. Grund dafür ist seiner Meinung nach ein „kompositer Charakter der ethnischen Beziehungen“ in der griechisch-albanischen Grenzregion. Nitsiakos folgt im Allgemeinen dem Grenzbegriff von WILSON und DONNAN (1998): Die griechisch-albanische Grenze ist für ihn eine durchlässige und dynamische Konstruktion, über die in verschiedenen Situationen immer wieder soziale Verschiebungen stattfinden. Gleichzeitig problematisiert er den Begriff des transnationalen Konzepts, da dieser die Existenz von homogenen Nationalstaaten als Bezugspunkte voraussetzt. Er bevorzugt im Zeitalter der Globalisierung einen dynamischen Begriff der Grenze und den Begriff „Transborder Mobility“. Für ihn ist es an der Zeit die sozial-demographischen Bewegungen, die Grenzen in Frage stellen auch in der ethnographischen Beschreibung sichtbar zu machen. Dafür schlägt er vor, die von MARCUS (1998) favorisierte „multi-sided ethnography“ zu einer „trans-sited ethnography“ zu erweitern, also einer Ethnographie, die die Durchgangsbewegungen *durch* Orte verfolgt. Bereits im Einleitungsteil vermeidet Nitsiakos auch umstrittene Fragen etwa zum „Nordepirus“, einer griechischen Bezeichnung für die heute zu Südalbanien gehörigen Gebiete, nicht. Interessanterweise stellt er hier dar, dass die dortigen Bewohner sich in der Konzeption der Griechen von „Brüdern“ zu „liminalen Fremden“ wandelten.

Fragwürdig sind einige Äußerungen Nitsiakos zu betrachten, wenn es um die Frage der Religion der Grenzbewohner geht. Gerade zwischen orthodoxen Albanern und den orthodoxen Griechen scheint es bei ihm keine klare Grenze zu geben. Seiner Meinung nach hätten die orthodoxen Albaner im 19. Jahrhundert ein „nationales griechisches Selbstbewusstsein“ entwickelt, was durch die Albanische Nationalbewegung und die darauf folgende Unabhängigkeit unterbrochen worden wäre.

Insgesamt scheint bei ihm trotz seines postmodernen Grenzbegriffes die Formierung von „nationalem Bewusstsein“ eine wichtige Rolle bei der Einordnung der an der Grenze lebenden Bevölkerungsgruppen zu spielen. Hilfreicher wäre hier der Ansatz gewesen, nationale Identifikationen als strategische Werkzeuge zu betrachten, die situativ von den Protagonisten eingesetzt werden (siehe SCHWANDER-SIEVERS/FISCHER 2002).

Das Buch öffnet gerade im zweiten Teil ein weites Panorama vor allem persönlicher Alltagserfahrungen mit Grenze. Die Grenze in Nitsiakos' Band ist eine Grenze, die seit 1990 ihr Bedrohungs- und Isolationspotential weitgehend eingebüßt hat und stattdessen den Bewohnern als zu überwindende Herausforderung gilt. Er stellt aber auch klar, dass der Fall einer isolierenden materiellen Grenze oft mit der Konstruktion von mentalen oder symbolischen „Ersatzgrenzen“ einhergeht. Nitsiakos gibt wertvolle Einblicke in die Mikropolitik der Grenzdörfer, in denen etwa Legalität oder Illegalität, Rassismus oder Toleranz primär Ausdruck lokaler sozialer und ökonomischer Kräfteverhältnisse sind. Dabei vergisst er neben der griechischen und der albanischen Perspektive auch die aromunische Perspektive nicht.

In den teils etwas nüchternen Situationsbeschreibungen des zweiten Teils des Buches begegnet uns ein überaus sensibler Ethnologe, der nicht nur ein guter Beobach-

ter und Zuhörer ist, sondern oft auch eine Insider-Perspektive einnimmt. Beim Lesen merkt man schnell, dass Nitsiakos zweifelsohne jemand ist, der über erstaunliche soziale Netzwerke zu beiden Seiten der Grenze verfügt und somit aus einer privilegierten Rolle zu uns spricht. Allerdings gibt er an einer Stelle zu, wenig Albanisch zu sprechen. Dieser Satz gibt zu denken. Inwieweit hat die Sprachkompetenz die Position des Forschers in Bezug auf seine Informanten beeinflusst? Inwieweit leidet die Balance seiner „dichten Beschreibung“ darunter? Ist es unter diesen Umständen überhaupt möglich, ein ausgeglichenes Bild von beiden Seiten der Grenze zu liefern? Oder wäre eine Kooperation mit albanischen Kollegen auch bei einem Buchprojekt möglicherweise sinnvoll gewesen?

Trotz dieser Fragen bleibt das umfangreiche Buch von Vassilis Nitsiakos ein wertvoller Beitrag zur Erforschung der europäischen Grenzregionen. Nitsiakos blickt über die geographisch-geopolitische Diskussion hinaus auf die Langzeit-Auswirkungen von willkürlichen Grenzziehungen vor allem im kulturell-sozialen Bereich. Die Grenze und Grenzerfahrungen sind bei ihm nicht anonym oder statistisch kodiert, sie bekommen in seinem Buch ein Gesicht, das einem eindrücklich in Erinnerung bleibt, auch wenn man sich an einigen Stellen weniger Abschweifungen in Details gewünscht hätte. Insgesamt abschreckend ist die hohe Seitenzahl des Buchs, und damit auch der überhöhte Preis, der primär einem sehr eigenwilligen Schriftsatz und Seitengestaltung geschuldet ist.

Literatur

- GREEN, Sarah (2005): *Notes on the Balkans. Locating Marginality and Ambiguity on the Greek-Albanian Border*. Princeton: Princeton University Press.
- MARCUS, George (1998): *Ethnography through thick and thin*. Princeton: Princeton University Press.
- SCHWANDNER-SIEVERS, Stephanie; FISCHER, Bernd J. (eds.) (2002): *Albanian Identities – Myth and History*. London: C. Hurst and Co.
- WILSON, Thomas M.; DONNAN, Hastings (1998): *Border Identities. Nation and State at International Frontiers*. Cambridge: Cambridge University Press.

Halle

ECKEHARD PISTRICK

HEIDI HOLZMANN: *Tsakonische Märchen*, herausgegeben und übersetzt aus dem Neugriechischen von Heidi Holzmann, Simmern: Pandion-Verlag 2010. 192 S., Abb. ISBN 978-3-86911-013-4.

Es handelt sich um eine von Prof. Athanasios KOSTAKIS eingeleitete zweisprachige Märchensammlung von 44 Texten in neugriechischer Übersetzung aus seiner eigenen Sammlung aus Leonidion (*Chronika tōn Tsakōnōn*, Bd. 10, Athen 1992), die auch die Märchenkollektion von Georgios A. MEGAS von Tsakonen im Raum von Kozani umfasst (*Laografia* 17, 1957/58, 112–212), sowie die Märchen, die Michael DEFFNER (1848–1934), langjähriger Hauptbibliothekar der Griechischen Nationalbibliothek 1877–1910 und Herausgeber des *Archivs für mittel- und neugriechische Philologie* sowie der *Zakonischen Grammatik* (1881) und des *Lexikons des Tsakonischen Dialekts* (Athen 1923), bekannt auch für seine archäologischen und topographischen

Studien, gesammelt hat (Deffner hat auch sieben Grimmsche Märchen ins Griechische übersetzt, Athen 1926).

Zum offensichtlichen Missfallen der Sprachwissenschaftler wurde neben der deutschen Übersetzung nicht der tsakonische Originaltext abgedruckt, sondern nur die Translitterierung in *standard modern Greek* (eine bloße Textprobe auf S. 161). Diesem Lokaldialekt der SO-Peloponnes wird traditionellerweise großes Interesse entgegengebracht, handelt es sich doch um einen der ganz wenigen altgriechischen Dialektreste (Dorisch im konkreten Fall), die die Standardisierung der hellenistischen und byzantinischen *koine* überlebt haben (vgl. J. NIEHOFF-PANAGIOTIDIS, *Koine und Diglossie*, Frankfurt/M. etc. 1994).

Auf die kurze Einleitung von Thanasis Kostakis (10f.) folgen die 44 Texte (13–161), die folgende Typen umfassen (noch nach AaTh): 301+995+676, 949, 875D+851cf. (GRIMM, *Kinder- und Hausmärchen* 94), 465+1362A, 332A (KHM 44), 735, 974+910B (KHM 92), 974+910, 555+735 (KHM 19), 332 (KHM 44), 480+294 (KHM 24), 315A+511 (KHM 130), 315A+510AB (KHM 21), 650A+889+1538 (KHM 90), 1642+1009 (KHM 88), dass. noch einmal, 122+155 (KHM 73), dass. noch einmal, 1191 (KHM 212), 1539+1525, 1497+1516+1516D, (bei Nr. 22 und 23 war eine Typenbestimmung nicht möglich), 207, 1387A+1541, dass. noch einmal, 301, 1281 (KHM 174), 332A (KHM 44), 1544+650A+1538 (KHM 90), 1551+1538, 480 (KHM 64 / ATU 1696), 1920+852 (KHM 112), 554+278, 289+926, 1642+1610 (KHM 7), 1696 (KHM 32), 1525, 930A (KHM 29), 554, 945B (+ATU 899), 934–934E, 884+884A+514+880-881 (KHM 67, zum Basilikum mädchen die Diss. von Michalis G. MERAKLIS, Göttingen 1970), 1920+852+1853, 1640+1049+1095+1060 (KHM 20), 1641D (KHM 98), 1281 (KHM 174).

Auf die Texte folgen noch ein Nachwort „Anmerkungen zu Arkadia und den Tsakonen“ (162–169), eine Kurzbiographie von Michael Deffner mit Bibliographie (171–176), der Abschnitt „Klassifizierung der Märchen“ (177–188) bringt kurze Inhaltsanalysen, Angaben zu Varianten usw., Name des Informanten und Jahr der Aufzeichnung sowie die Typenbezeichnung, ein Literaturnachweis (189), Danksagung (191) und Angaben zur Biographie der Märchenerzählerin Heidi HOLZMANN, die einen großen Teil ihres Lebens in Griechenland (u.a. in Leonidion) verbracht hat.

Die Sammlung von Heidi Holzmann reiht sich ein in eine ganze Gruppe von zweisprachigen Märchenausgaben (griechisch/deutsch), unter denen vor allem die Sammlung epirotischer Märchen von Thede KAHL und Andreas KARZIS, Köln, Thessaloniki 2006 (vgl. meine Besprechung in *Fabula* 48/3–4, 2007, 346–347) zu erwähnen ist. Die Kollektion von Frau Holzmann gewinnt ihre besondere Bedeutung durch die seltene Dialektform der Originalerzählungen, die zwar ins Standard-Neugriechisch übertragen sind, für Interessenten der griechischen Dialektforschung sind jedoch auch die veröffentlichten Originale zugänglich.

Athen

WALTER PUCHNER

ANDREA DESPOT: *Amerikas Weg auf den Balkan. Zur Genese der Beziehungen zwischen den USA und Südosteuropa 1820–1920*. Harrassowitz: Wiesbaden 2010. X, 346 S. (= *Balkanologische Veröffentlichungen. Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin. Band 48*). ISBN 978-3-447-06188-9.

Die Verfasserin legt mit ihrer Abhandlung über den Zeitraum eines Jahrhunderts eine Interaktionsgeschichte der USA und Südosteuropa vor, wobei auch das Osmanische Reich und die Habsburger Monarchie als Südosteuropa beherrschende Mächte mit einbezogen werden. Der von der Verfasserin gewählte Zeitraum 1820 bis 1920 ist keineswegs zufällig, sondern wohlüberlegt, einerseits durch den griechischen Befreiungskrieg und andererseits durch den zeitweiligen Rückzug der USA aus der europäischen Politik eingegrenzt, wobei es nicht ausbleiben durfte, dass auch die Jahrzehnte von 1920 bis in die jüngste Vergangenheit mit berücksichtigt wurden. Es geht bei dieser Darstellung keineswegs nur um eine Geschichte diplomatischer Beziehungen der USA zu südosteuropäischen Staaten, sondern auch um Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur, Politik und schließlich auch um Migration. So steht wohl außer Zweifel, dass die bisherige Betrachtung von „Amerikas Weg auf den Balkan“ eine nur bruchstückhafte Untersuchung und Darstellung erfahren hat¹. Nicht nur transnationale, sondern auch transatlantische Dimensionen werden in dieser Darstellung erstmals in einem größeren Zusammenhang sichtbar.

In den von der Verfasserin abgesteckten Zeitraum von einem Jahrhundert fallen sowohl gravierende historische Ereignisse und Entwicklungen in den USA als auch in den Balkanstaaten Südosteuropas. In den ersten Jahren dieses Zeitraumes ergab sich für die USA unter ihrem Präsidenten James Monroe eine wachsende Ausdehnung des Herrschaftsgebietes in Nordamerika, äußerlich auch sichtbar durch den Erwerb Floridas im Jahre 1819. Mit der Monroe-Doktrin „Amerika den Amerikanern“ waren im Jahre 1823 erstmals klare Verhältnisse geschaffen worden. Es folgte in den Jahren 1861 bis 1865 der „Secessionskrieg“, der wegen seiner breiten Fronten, dem Stellungskrieg und dem Einsatz technischer Mittel als erster „moderner Krieg“ galt und

1 Vgl. hierzu u.a. PAIKERT, Geza Charles (1956): „Southeastern Europe and the United States“. In: Fritz Valjavec (Hrsg.): *Festschrift aus Anlass des 25-jährigen Bestehens des Südost-Instituts München 1930–1955*. München. S. 526–539. Dort werden auf S. 527 allgemeine Angaben zur Einwanderung südosteuropäischer Migranten in die USA gemacht:

„The masses of American immigrants from Southwestern Europe and their immediate descendants have, so far, contributed little to the American evaluation of the region in question, especially by comparison with the accomplishments of other immigrant groups. As a matter of fact, they could do little, since in their new country they never succeeded in achieving a position of leadership similar to that of their fellow immigrants from the much more developed Western parts of Europe, particularly those who have had no initial difficulty with the English language. In the main, the peoples of Southeastern Europe enjoyed rather poor publicity in the United States, with the probable exception of the Greeks whose more favorable standing was due to classic traditions and partly to the financial success of a few American individuals of Greek descent.“

In diesem Zusammenhang wurde auch darauf hingewiesen, dass in der gesamten Geschichte der USA nur Angehörige englischsprachiger Länder und nie ein Angehöriger eines südosteuropäischen Landes in den Führungskreis der USA aufrückte.

der schließlich zur Kapitulation der Südstaaten führte. In den Jahren 1869 bis 1877 folgte eine enorme Entwicklung von Wirtschaft, Handel und Industrie – verbunden mit einer starken Bevölkerungszunahme, u.a. auch durch die Migrationen aus europäischen, damit auch südosteuropäischen Ländern bedingt. Mit dem Jahre 1897 erfolgte die Ausdehnung des Einflussbereiches der USA auch nach Übersee, u.a. dokumentiert durch die Annexion Hawaiis. Mit dem Krieg gegen Spanien wegen Kuba erfolgte der endgültige Eintritt der USA in die Weltpolitik, was sich dann auch am Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg zeigte. Die nunmehr bedeutende Rolle der USA war am 8. Januar 1918 auch mit der Verkündung der 14 Punkte des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson deutlich geworden, der neben Abrüstung, Abbau von Handelsschranken, Räumung besetzter Gebiete, Freiheit der Meere nicht nur auf das bevorstehende Ende des Krieges hinwies, sondern auch die Führungsrolle der USA im internationalen Geschehen zeigte.

In Südosteuropa war es zuerst Griechenland, das mit seinem Befreiungskampf gegen das Osmanische Reich 1821 bis 1829 die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in den USA auf sich zog. Im Frieden von Adrianopel 1829 erkannte die Türkei Griechenlands Unabhängigkeit an, zugleich erhielten die Moldau, Walachei und Serbien christliche Statthalter. Erst 1877 wird Rumänien, 1878 Bulgarien bedingt, d.h. noch unter türkischer Oberhoheit selbständig. 1908 wird Bulgarien ein unabhängiges Königreich und schließlich 1912 Albanien ein selbständiges Fürstentum.

Die Verfasserin hat ihre breit angelegte Darstellung in fünf Bereiche gegliedert, nämlich die Darstellung der Gesellschaft, die amerikanische Öffentlichkeit zwischen Kommunikation und Kooperation über den Zeitraum von 1820 bis 1914, die Wirtschaft als zweiten Abschnitt für den Zeitraum von 1830 bis 1914, wobei es um Warenaustausch und Wettbewerb geht, während der Bereich der Kultur für denselben Zeitraum Religion, Bildung und Sozialarbeit erfasst. Im vierten Teil wird für einen kürzeren Zeitraum, nämlich 1880 bis 1914 eine spät einsetzende zunehmende Migration behandelt, wobei es sich bekanntlich um eine transkontinentale Migration mit der Folge einer südosteuropäischen Diaspora in den USA handelte. Der fünfte Abschnitt umfasst den zeitlich noch mehr begrenzten Zeitraum des Ersten Weltkrieges und die Zeit danach bis 1920 unter dem Titel „Kampf gegen Ungeheuer“, Regierungshandel und staatspolitisches Engagement.

Der Freiheitskampf der Griechen Anfang des 19. Jahrhunderts rückte Südosteuropa erstmals in das öffentliche Bewusstsein der USA. Es folgte Jahrzehnte später die durch den amerikanischen Generalkonsul Eugene Schuyler angestoßene Resonanz auf die 1876 an Bulgaren verübten Gräueltaten, ebenso die Frage der Gleichberechtigung der Juden in Rumänien und der makedonische Freiheitskampf. Verfasserin resümiert zu Recht, dadurch dass Washington von Besitznahme und Intervention in Südosteuropa absah, gewann es bei den Völkern und Staaten Südosteuropas Vertrauen und Prestige.

Für den Zweiten Teil, die Wirtschaft, wird für die strukturelle Ungleichheit von den USA als „Zentrum“ – das Weltzentrum der Geldwirtschaft war von London nach New York verlegt – von Südosteuropa als „Peripherie“ gesprochen. Einer hochentwickelten Industrie in den USA standen bäuerliche Gesellschaften mit arbeitsintensiv errungenen landwirtschaftlichen Produkten gegenüber. So konnte es zunächst

nur zu Handelsabkommen mit dem Osmanischen Reich und Griechenland kommen, wobei der Ölmarkt und das Eisenbahnwesen eine zentrale Stellung einnahm.

Im dritten Teil werden Religion, Bildung Sozialarbeit, vor allem aber die protestantische Mission im Balkanraum behandelt, wofür das 1819 in Boston begründete „American Board of Commissioners for Foreign Mision/ABC“ verantwortlich war. Diese Missionierung strebte eine Reformierung der orthodoxen Kirchen an, um den angloamerikanischen Einfluss gegenüber russischem und französischem Einfluss geltend zu machen, was zur Entwicklung eines humanitären Engagements, aber auch zu Wissenstransfer und sprachlichen Maßnahmen führte. Zu den bleibenden Leistungen dieser Kulturarbeit gehörten 1843 die „Notes on the Grammar of the Bulgarian Language“ von Elias Riggs, ferner die hier nicht erwähnte „Grammar of the Bulgarian Language with exercises, and English and Bulgarian vocabularies“ von Charles Morse².

Mit den beiden weiteren Themen „Migration“ zwischen 1880 und 1914 sowie „Politik“ 1914 bis 1920 werden bis heute hochaktuelle Fragen, die über die Südosteuropa-Forschung weit hinausweisen, behandelt. Hier wäre es interessant gewesen, über die verschiedenen südosteuropäischen Ethnien mit deren Versuch zur Wahrung ihrer Sprache und Kultur gegenüber der letztlich unausweichlichen Assimilation an die amerikanischen Verhältnisse mehr zu erfahren. Behandelt werden die seit etwa 1850 verstärkt eingewanderten Kroaten, die Slowenen, die seit 1893 einwanderten sowie die ab 1890 in den USA vertretenen Bosnier und Herzegowiner, während die Dalmatiner bereits 1849 dem „Goldrausch“ folgten, kleinere und kleinste Gruppen von Einwanderern finden sich bei den Serben, Bulgaren und Makedoniern sowie den Albanern, während die Griechen als Seefahrer und Kaufleute eine weit zurückreichende Einwanderungstradition aufweisen.

Es steht außer Zweifel, dass es der Verfasserin gelungen ist ein umfassendes, wenn verständlicherweise keineswegs vollständiges Bild von der Entstehung und Entwicklung der Beziehungen zwischen den USA und Südosteuropa zu erstellen. Zu vielfältig sind diese Beziehungen, zu vielfältig sind auch die Nationen und Völker Südosteuropas, um irgendwelchen Idealvorstellungen einer solchen Darstellung zu genügen. So hätten vor allem die Präsenz und die Aufrechterhaltung südosteuropäischer Kulturen, wie z.B. der Bulgaren eine ausführlichere Würdigung verdient, ebenso aber auch amerikanischer Einfluss auf südslawische Kulturen³. Dass die Verfasserin sich vor allem auf bereits vorhandene Abhandlungen und weniger auf Quellen stützt, sei im Hinblick auf die enorme Breite des Themas weniger kritisch angemerkt, vielmehr soll darauf hingewiesen werden, wie umfangreich und unbearbeitet diese Bereiche nach wie vor sind. Eine unverzichtbare Lücke stellt jedoch das Fehlen eines Namenver-

2 Vgl. SCHALLER, Helmut (2003): *Bulgarien in Amerika*. München. S. 7–8.

3 Zu nennen ist hier als eine der ersten Abhandlungen, die sich in Amerika mit Bulgarien befasste, die von Leo WIENER (1862–1939), dem ersten Professor für slawische Sprachen und Literaturen an der Harvard University, verfasste Darstellung „Americas Share in the Regeneration of Bulgaria 1840–1859“, erschienen in: *Modern Languages Notes XIII*. Leo Wiener hatte auch den amerikanischen Einfluss auf die slawischen Literaturen anlässlich eines Kongresses in St. Louis beschrieben: „American Influence in the Slavic Literatures“. In: *Congress of Arts and Science. St. Louis 1904*, Bd. 3, Boston 1906. S. 511–519.

zeichnisses dar, das gerade bei personenbezogenen Abhandlungen ein wichtiges Instrument für den wissenschaftlich ausgerichteten Leser darstellt. Trotzdem kann die vorliegende Abhandlung vor allem als gelungene Zusammenfassung bereits vorhandener, aber weit verstreuter Fakten verstanden werden, zugleich weist sie auch Wege zu weiterführenden Forschungen auf diesem weiten Gebiet.

Marburg an der Lahn

HELMUT W. SCHALLER

SVEN PAULING: „*Wir werden Sie einkertern, weil es Sie gibt!*“ *Studie, Zeitzeugenberichte und Securitate – Akten zum Kronstädter Schriftstellerprozess 1959*. Berlin: Frank & Timme 2012. 139 S. ISBN 978-3-86596-419-9.¹

Sven PAULING hat am Ende eines erlebnisreichen Praktikums in der Academia Civica² anhand eines Interviews mit Hans Bergel die vorliegende Arbeit geschrieben. Sie ist ein Beitrag zum Thema Widerstand und Widerstandsliteratur im stalinistischen Rumänien, darüber hinaus auch zur Bergel-Forschung und über Siebenbürgen, ist ein Spiegel der damaligen staatlichen Mechanismen und ihrer Auswirkungen auf die betroffenen Schriftsteller. Pauling präsentiert das Thema aus mehreren Perspektiven; er konzentriert sich einerseits auf den Kronstädter Schriftstellerprozess, andererseits auf Hans Bergels „Fürst und Lautenschläger“ als Ausdruck des künstlerischen Lebens und des permanenten Widerstands. Die komplizierte Beziehung des Staates zum Künstler verläuft so auf zwei Ebenen, Geschichte und Fiktion und das Ergebnis ist in beiden Fällen dasselbe: am Pranger steht ein System, das Menschen zu unmenschlichen Handlungen zwingt, bzw. gezwungen hat.

Pauling teilt sein Buch in vier Kapitel ein, von denen sich jedes mit einem Aspekt des im Titel genannten Themas beschäftigt. In der Einleitung werden nicht nur die Zielsetzungen formuliert, sondern auch der Inhalt der einzelnen Kapitel wird kurz beschrieben. So erfahren wir, dass die Arbeit aus zwei Teilen besteht: im Teil werden die Beschaffenheit der Literatur und die Aussagen, die sie trifft, beleuchtet, im zweiten Teil wird die Reaktion des Staates auf die unter seinem Einfluss hervorgebrachte Literatur analysiert (S. 9–10).

Der erste Kapitel trägt den Titel: *Der Aufbau des Sozialismus und eine literarische Reaktion – Hans Bergels „Fürst und Lautenschläger“*. In diesem Kapitel untersucht Pauling die Beschaffenheit und Aussagen der Literatur anhand von Bergels Erzählung. Gedanken von Bergel bei einer Skizze des Künstlers, aber auch bei einer Charakterisierung eines Fürsten als eines Repräsentanten der Staatsmacht tauchen auf. Bergels Ansichten über das Verhältnis von Kunst und kommunistischem Staat wer-

1 Das in dem Titel genannte Thema des Buches umfasst 72 Seiten, das ganze Buch 139, weil es uns ab Seite 73 eine Reihe von ergänzenden Dokumenten anbietet. Die Illustrationen befinden sich im Text, aber auch am Ende des Buches: auf der letzten Seite sind Harald Siegmund, Georg Scherg, Andreas Birkner, Wolf von Aichelburg und Hans Bergel bei einer Tagung in Freiburg zu sehen („Der Prozess der deutschen Schriftstellergruppe 1959 in Kronstadt, Rumänien“).

2 Gegründet am 21. April 1994 von der rumänischen Dichterin Ana Blandiana und 175 weiteren Mitgliedern.

den analysiert; dabei spielt die literarisch-kulturelle Umgebung, das soziokulturelle Milieu der Siebenbürger Sachsen eine wichtige Rolle. So entsteht im Buch der Bedeutungshintergrund des Schriftstellerprozesses von 1959. Der Autor des Buches versucht Vom „kleinen Tauwetter“ zur „neuen Eiszeit“ die historischen Hintergründe zu erforschen.

Im zweiten Kapitel seiner Arbeit beschäftigt sich Pauling mit der Ent- und Restalinisierung der 1950er Jahre. 1957 konnte Bergels Buch noch unter Aufsicht der Zensur erscheinen, 1959 war es schon Grund für eine Verurteilung des Verfassers. Pauling behauptet, dass kulturpolitische Maßnahmen in Rumänien politische Ziele in Osteuropa verfolgt haben, und diese Maßgaben haben die Lebenswelt der Siebenbürger Sachsen stark beeinflusst. Das „kleine Tauwetter“ hatte die Popularität und öffentliche Präsenz von neuen literarischen Protagonisten zur Folge, zu denen auch Hans Bergel gehörte. Diese Periode hatte den Minderheiten des Landes mehr kulturelle Freiheit gesichert. Die Erzählung „Fürst und Lautenschläger“ von Bergel gewann beim Preisausschreiben des „Neuen Wegs“, bei dem auch Werke von Andreas Birkner und Paul Schusterausgezeichnet wurden. Die Restalinisierung folgte als Reaktion auf den ungarischen Volksaufstand von 1956. Die kleinere Verhaftungswelle führte noch 1956 zur größeren ab Sommer 1958 und schließlich zum Prozess gegen Hans Bergel und seine Schriftstellerkollegen.

Das dritte Kapitel (*Der „Procesul Lotului Scriitorilor Germani“*) gibt Pauling die Gelegenheit, die Position des Staates gegenüber der Kunst anhand des Kronstädter Schriftstellerprozesses zu erläutern. Wie die Erzählung *Fürst und Lautenschläger* ist auch der Gerichtsprozess eine Inszenierung, die die Allmacht der Autoritäten betont (S. 11). In diesem dritten Kapitel erfahren wir einiges über die insgesamt achtzehn Stunden dauernde Verhandlung, über das Publikum, das vorrangig aus Securitate-Offizieren, Parteifunktionären und Journalisten bestand und über die Scheinfunktion der Anwälte. Während des Prozesses wurde nicht nur auf das beschlagnahmte Material (die Werke der Schriftsteller) zurückgegriffen, sondern auch auf Zeugenaussagen von Personen aus den persönlichen Bekannten- oder Freundeskreisen der Angeklagten. „Der einzige von acht Zeugen, der die Angeklagten auch im Prozess, wengleich in Abstufungen, belastete war Eginald Schlattner. Bereits im Dezember 1957 verhaftet, war er der Kronzeuge der Anklage, der auch als Letzter aussagte“ (S. 50).

Das vierte Kapitel, das sich *Fazit* nennt, enthält Gedanken über das Verhältnis von Literatur und Staat, über den besonderen Stellenwert des Künstlers in einem Staat, wo Kunstproduktion und Leben nicht einfach sind und sogar zum Tod/zur Verurteilung führen können. Der grundsätzliche Widerspruch zwischen Intellektuellengruppen und Staat kristallisiert sich zu folgendem Satz (eigentlich dem Buchtitel) des Securitate-Offiziers, der Bergel 1959 verhörte: „Wir werden Sie nicht für eine Tat einkerkern, die Sie begangen haben, sondern dafür, dass es Sie gibt.“³

Im Buch von Sven Pauling folgt einer verständnisvoll organisierten und umfangreichen Bibliographie ab Seite 69 bis Seite 139 ein Anhang mit ergänzenden Dokumenten. Der Anhang beinhaltet Ausschnitte aus dem Interview mit Hans Bergel vom

3 BERGEL, Hans (1992): „Ein Schriftstellerprozess und seine späten Folgen“. *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 41, 95–105, hier S. 101.

23.11.2010 in Gröbenzell bei München, die ergänzenden Dokumente bestehen aus einem Artikel und einer Erzählung von Hans Bergel, einem Artikel von Alfred Wagner, einem Interview mit Bergel von Dieter Drotleff (1995) und schließlich der Securitate-Akte über den Schriftstellerprozess. Die Logik, die Darstellungsweise und der Aussagewert der Buchstruktur ist klar, die Arbeit von Pauling ist chronologisch aufgebaut: Kapitel 1 präsentiert am Anfang die Situation der unmittelbaren Nachkriegszeit und der stalinistischen Periode bis zur Mitte der 50er Jahre; später haben wir in diesem Kapitel eine Einleitung in die Zeit des *kleinen Tauwetters* der Jahre 1954–57. Kapitel 2 stellt die neue Eiszeit dar und Kapitel 3 den eigentlichen Schriftstellerprozess.

Das Buch von Sven Pauling sollte den Lesern Hans Bergels in Rumänien und in Deutschland ein klares Bild über ein viel besprochenes politisches Ereignis der 50er Jahre bieten. Der Kronstädter Schriftstellerprozess veranschaulicht die essentielle Frage nach der eigenen Integrität, nach den Grenzen der Glaubwürdigkeit vor sich selbst. Mit diesen Fragen war jeder mit aller Vehemenz nicht nur in der Diktatur konfrontiert, sondern ist es auch heute, trotz einer andersartigen politischen Lage und des jeweiligen Staates. Die Arbeit von Pauling dient zum besseren Verständnis von historischen Abläufen und gegenwärtigen politischen Zusammenhängen; der Leser findet zwischen den Zeilen vielleicht auch Erklärungen für kulturelle, geschichtsphilosophische und politische Ideen, welche in den Romanen und in den publizistischen Schriften Hans Bergels auftauchen, oder er findet sogar die Botschaften des Bergelschen Gesamtwerkes.

Die Vielfalt der Fachliteratur über Bergel habe ich schon in einem früheren Artikel⁴ und einer Rezension⁵ erwähnt, hier möchte ich die Aufmerksamkeit besonders auf die Arbeit von Peter Motzan⁶ und Stefan Sienerth über den Schriftstellerprozess lenken. In dem Sammelband findet der Leser unter anderen die Anklagerede des Staatsanwalts und Teile verschiedener Zeugenaussagen, wie der von Astrid Connerth-Wiesenmayer, Georg Kloess, Hanns Schuschnig und selbstverständlich auch von Eginald Schlattner. Auch der Text des Urteils Nr. 342 vom 19.09.1959, das Vernehmungsprotokoll von Hans Bergel und von Wolf von Aichelburg kann man hier nachlesen, und anhand dieser Dokumente vermag man sich ein glaubwürdiges Bild vom Schriftstellerprozess zu machen.

Paulings Buch erweitert – außer der genauen chronologischen Darstellung der Fakten – den Weg möglicher Interpretationen von Hans Bergels Erzählungen, vor allem *Fürst und Lautenschläger*. Pauling arbeitet mit einer äußerst umfangreichen Bibliographie; und wie gesagt, auf der Ebene der deutschen Rezeption gibt es zahlreiche Beschreibungen mit Interpretationen des Schriftstellerprozesses, aber die Annäherung an ein solches Thema ist immer problematisch, vor allem so lange die damals

4 SZÉLL, Anita (2006): „Hans Bergel: Der Tanz in Ketten. Interkulturalität und Identitätssuche“. *Kronstädter Beiträge zur Germanistischen Forschung* 8). 112–119.

5 WINDISCH-MIDDENDORF, Renate (2010): *Der Mann ohne Vaterland, Hans Bergel. Leben und Werk*. Berlin. Buchbesprechung von Anita SZÉLL in: *Zeitschrift für Balkanologie* 48 (2012) 2. 273–277.

6 MOTZAN, Peter; SIENERTH, Stefan (Hrsg.) (1993): *Worte als Gefahr und Gefährdung. Schriftsteller vor Gericht. Kronstadt 1959*. München.

verurteilten und heute schon seit Jahrzehnten in Deutschland lebenden Schriftsteller sich dazu noch äußern können. Die komplexe Beschreibung des Themas durch Sven Pauling hat Hans Bergel folgenderweise angenommen: „Das Buch *Wir werden Sie einkerkern, weil es Sie gibt!* schrieb ein junger Historiker aus Bremen bzw. Oldenburg, der einige Monate lang Mitarbeiter der Academia Civica in Bukarest war; es ist in knapper Form das Beste, was bisher zu diesem Thema veröffentlicht wurde.“⁷

Cluj-Napoca

ANITA SZÉLL

JENNIFER R. CASH: *Villages on stage. Folklore and nationalism in the Republic of Moldova* (= Max Planck Institute for Social Anthropology. Halle Studies in the Anthropology of Eurasia 26). Berlin: Lit Verlag 2011. 211 S. ISBN 978-3-643-90218-4.

Die neuere Nationalismusforschung zeichnet sich oftmals durch eine Präferenz für Sonder- und Extremfälle aus: Man könnte meinen, dass über Nationsbildung in Moldova oder sogar Transnistrien in den letzten Jahren mehr geschrieben wurde als über die nationale Identität Englands oder Dänemarks. Aufgrund der Sprache waren zumindest die zahlreichen deutschen Veröffentlichungen zu Moldova (von Derek Zabarrah, Stefan Ihrig, Kilian Graf, Andreas Menn und anderen) für Jennifer Cash bei der Verfassung ihrer in Bloomington eingereichten Dissertation über die Rolle der Folklorebewegung zur Nationsbildung in Moldova nicht zugänglich. Ihr Ansatz als Anthropologin ist aber auch ein ganz anderer als der dieser meist politikwissenschaftlichen und historischen Studien. Während die Politikwissenschaftler sich auf die politischen Diskurse und Strategien der Nationsbildung fokussieren, werden diese in der vorliegenden Studie weitgehend ausgeklammert. Während die Historiker die Widersprüche und Kontinuitäten der aufeinander folgenden Nationsbildungsprojekte des zwanzigsten Jahrhunderts rekonstruieren, blieb die Autorin den Archiven fern.

Ausgangspunkt ihres Forschungsprojektes war der nachweisliche Anstieg folkloristischer Ensembles und Festivals in Moldova seit den späten achtziger Jahren – eine Begleiterscheinung der nationalen Emanzipationsbewegung und Gegenstück zu den offiziellen Institutionen der Volkskultur. Den besten Teil der Studie bilden Cashs Überlegungen, theoretisch fundiert und klar dargestellt, über die Dilemmata einer Volkskulturbewegung: Ein Dilemma ist die Spannung zwischen regionalen und örtlichen Traditionen einerseits und eine nationale Folklorebewegung andererseits. Ein zweites Dilemma ist die Mehrdeutigkeit von Festivals, die als Zelebrieren der Multiethnizität und Multikulturalität gelesen werden können, aber auch als Ausgrenzung von Minderheiten. Das letzte Dilemma bildet das unterschiedliche Verständnis der Festivals durch eine amerikanische Außenseiterin, durch moldauische „insiders“ als Publikum, die aber auch nicht zum harten Kern der selbsternannten akademischen Volkskulturkenner und Kreativen gehören.

Drei methodische Aspekte der Arbeit scheinen problematisch: Erstens die Repräsentativität und Wirkungsmacht der so gründlich und einfühlsam beobachteten En-

7 Brief Hans Bergels an Anita Széll vom 9. August 2012.

sembles und Festivals, zweitens das Ausblenden staatlicher Strategien und drittens das Fehlen einer historischen Kontextualisierung. Bei den genannten politikwissenschaftlichen und historischen Arbeiten stellt sich generell die Frage, inwieweit die Diskurse und Strategien der politischen und kulturellen Eliten irgendeine Aussage über das nationale Empfinden der Gesamtbevölkerung zulassen. Die Folklorebewegung kommt in erster Linie als *grassroots* Bewegung daher. Die Autorin merkt aber selber an, dass die Folkloregruppen und Festivals in der Öffentlichkeit und sogar in den Dörfern kaum noch ein Echo finden: Die Initiativnehmer beklagen sich über mangelnde Partizipation der Bevölkerung (S. 166–167). Zahlen über Teilnahme an Festivals und Mitgliederzahlen der Ensembles fehlen im Buch, was die Frage hervorruft, ob man es hier nicht mit einer (zumindest im Netzwerk der Autorin) lautstarken, aber gesellschaftlich marginalen Bewegung zu tun hat, die im Überfluss gegenläufiger Nationskonzepte in Moldova kaum ins Gewicht fällt. Das Dilemma der Authentizität und die Unvermeidlichkeit von Mischformen und Erneuerung im Rahmen der Festivals werden von der Autorin theoretisch reflektiert und wurden auch mit ihren Gesprächspartnern vor Ort erörtert. Was aber fehlt, ist die scheinbar naheliegende Hypothese, dass sich die Verfechter dieser marginalisierten Bewegung dadurch Autorität zu verschaffen versuchen, indem sie sich als Hüter einer selbstdefinierten Authentizität aufspielen und Andere innerhalb der Bewegung ausgrenzen. Außerdem gehören Anführer der Folklorebewegung zwar nicht zur politischen Elite, verfügen aber durchaus über kulturelles Kapital.

Durch die *grassroots* Perspektive kommt die Politik definitiv zu kurz: Das dritte Kapitel „Folkloric ensembles and the state“ (S. 51–69) ist das kürzeste der sieben im Buch. Außerdem beschäftigte die Hälfte des Kapitels sich mit der Kulturpolitik vor 1989/1991. Die Folge ist, dass die Ideen und Strategien staatlicher Instanzen zu Nationsbildung insgesamt und zur Rolle der Volkskultur insbesondere im gesamten Buch aus zweiter Hand referiert werden, nämlich aus der der Träger der Folklorebewegung, die sich bemühen, sich von staatlich gelenkter Volkskultur zu distanzieren. Zumindest bis 2009/2010, als die Kommunisten von einer proeuropäischen und eher rumänisch-national orientierten Koalition verdrängt wurden: „With ministerial reorganizations in process [in the fall of 2009], the [folkloric] community felt it was regaining sympathetic ears“ (S. 169). Bei aller angebrachten Vorsicht wäre es doch relevant und aufschlussreich gewesen, die kommunistischen und die neuen Entscheidungsträger der Kulturpolitik nach ihren Vorstellungen und Leitlinien zu fragen.

In *Villages on stage* werden zwei Gründe genannt, warum die (kommunistische) Vorgeschichte der Folklore als politisches Instrument nicht näher erkundet wurden: Dass die Archive in Chişinău und besonders die in der Provinz nicht leicht zugänglich sind, mag zutreffen: Unmöglich ist es aber nicht, wie Charles King, Mariana Hausleitner und andere bewiesen haben. Dass die Folkloreexperten und -macher, die die Autorin mitnahm auf Festivals und kulturethnographische Expeditionen, keine Zeit gehabt hätten, um länger über die Folklorepolitik der Sowjetzeit zu reden (S. 14, 19), klingt alles andere als überzeugend. In einem kurzen Abschnitt werden einige hochinteressante, aber eher zufällig gesammelte Anleitungen für Tanzgruppen aus den fünfziger und achtziger Jahren isoliert besprochen und nicht mit einer ersten Welle der moldauisch-patriotischen Ergänzung der sowjetischen Völkerfreundschaft nach dem Tod Stalins und einer zweiten in den siebziger Jahren in Verbindung ge-

bracht. Wenn, wie subtil und überzeugend dargelegt wird, die antisowjetische Folklorebewegung um 1989 ihre liebe Mühe hatte, sich von den staatlichen Aktivitäten klar abzugrenzen, dann ist nicht einzusehen, warum die staatliche Förderung der Folklore in der gesamten Sowjetzeit auf keinerlei Gegenliebe bei der Bevölkerung gestoßen sein sollte. Die Behauptung, dass „official identities have to resonate with real life“ (S. 18) hört sich un-anthropologisch an. An anderen Stellen wird dagegen die Mehrdeutigkeit und Dynamik gesellschaftlicher Phänomene hervorgehoben, die eines diskursiven Deutungsrahmen bedürfen: Nicht jede Nationsbildungsstrategie wird gleichermaßen erfolgreich sein, aber ein objektives „real life“ als Bewertungsmaßstab solcher Strategien würde jede Gestaltung der Gesellschaft durch die Politik ausschließen. Wer sowohl die rumänische Nationsbildungspolitik der Zwischenkriegszeit als auch die sowjetische pauschal als „failures“ klassifiziert (S. 48–49), muss sich die Frage stellen (lassen), wo die konfligierenden nationalen Identitäten innerhalb der Republik von heute (d.h. Moldauer vs. Rumänen, Moldauer vs. Transnistrier) denn herrühren?

Auch in diesem Punkt kann der Rezensent sich nicht dem Eindruck entziehen, dass die Autorin sich bei der Feldforschung – trotz des langen kritischen Exkurses über Reflexivität in der Anthropologie im Schlusskapitel (S. 174–181) – von einigen wenigen Folkloristen in deren machtpolitischen und Nationsbildungsvorstellungen hat einspinnen lassen. Das macht die Studie keineswegs uninteressant. Der Leser sollte sich aber bei den tiefgehend studierten und reflektierten Aspekten der Nationalbildung in Moldova immer vor Augen halten, dass es sich hier nur um einen Bruchteil des Gesamtbildes handelt und dazu ein diskursives.

Nijmegen/Kleve

WIM VAN MEURS

BJÖRN REINHARDT, ECKEHARD PISTRICK: *Polyphonia – Die vergessenen Stimmen Albanien*. BRD 2011¹.

Das Innere Albanien ist auf der kognitiven Weltkarte fast aller Deutschen weiter entfernt als Kalifornien auf der anderen Seite der Erde. Es mag mit der jahrelangen Abschottung des Landes in der Zeit der Diktatur Enver Hoxhas und seiner Erben (1976–1990) zusammenhängen, dass das Land von Geheimnissen umwittert war und für viele nur durch viel ältere Fiktionen erschlossen wurde (vor allem Karl Mays *Durch das Land der Skipetaren* [1888] hat wohl die Vorstellungen über Land und Leute nachhaltig bis in die Gegenwart befördert²). Selbst die Öffnung des Landes

1 Der Film wurde von Björn Reinhardt in sein *Maramureş-Filmarchiv* eingestellt, das seit 2001 besteht und ständig erweitert wird. (URL: <http://www.maramures.de/Archiv/Seiten/indexseite.html>). Der Film ist als DVD direkt über das Archiv beziehbar.

2 Vgl. SCHMIDT-NEKE, Michael: „Von Arnauten und Skipetaren. Albanien und die Albaner bei Karl May“, in: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 24, 1994, S. 247–284 sowie die dort angegebene Literatur. Vgl. dazu auch: SCHMIDT-NEKE, Michael: „Pseudologia phantastica und Orientalismus. Albanien als imaginäre Bühne für Spiridon Gopčević, Karl May und Otto Witte“, in: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft*, 2006, S. 151–183. Zur Vorstellungsgeschichte Albanien vgl. ARAPI, Lindita: *Wie Albanien albanisch wurde. Rekonstruktion*

1990 hat die in Deutschland verbreiteten kollektiven Bilder des Landes kaum verändert (von der Vorstellung abgesehen, dass mit den Albanern eine neue Migration von latent kriminellen Fremden eingesetzt habe). Das Innere Albaniens ist bis heute für Reisende kaum erschlossen – faktisch immer noch gegen das umgebende Europa isoliert. Allerdings zeigt *Polyphonia*, ein Film über die traditionelle Musikkultur des Landes, dass es eine einseitige Abschottung ist: Gerade die Jungen verlassen das Land, auf der Suche nach Arbeit und nach Anschluss an die modernen europäischen Kulturen. Es nimmt nicht wunder, dass der Film am Ende von einer Reise der Älteren zu ihren Freunden und Kindern nach Griechenland erzählt, von den Schwierigkeiten, den nach wie vor der Grenzübergang bereitet, von der Mischung zweier verschiedener Lebensstile, als die Alten und die Jungen zusammenkommen.

Es sind gerade die Brüche, die Kontraste und Konflikte, die Widersprüche zwischen dem Alten und dem Neuen, um die herum Björn Reinhardt und Eckehard Pistrick ihren Film erzählen. Der Titel verweist darauf, dass die albanische Musikkultur gegenüber den (west-)europäischen Musiktraditionen von großer Eigenständigkeit ist. Sie wird als gelebte und praktizierte Gesangskultur von den Älteren bis heute ausgeübt. Aber sie ist in Auflösung begriffen, begünstigt und beschleunigt durch die nur mündliche Überlieferung der Texte und der oft improvisierend variierten musikalischen Ausdrucksformen. Selbst die Tatsache, dass die UNESCO die besondere Art dieser mehrstimmigen Volksmusik im Jahre 2005 als immaterielles Weltkulturerbe anerkannt hat, kann den Prozess ihres Verschwindens nicht aufhalten. Der polyphone Gesang Albaniens wird nur als museale Musikform aufbewahrt werden können – ein Widerspruch, den der Film von Beginn an selbst thematisiert: Er zeigt die Lebendigkeit des Singens und seine intime Verklammerung mit heutiger alltäglicher Erfahrung der Singenden; und er trägt zugleich dazu bei, das, was die beiden Filmemacher haben erfassen können, aufzubewahren und es so dem kollektiven Gedächtnis hinzuzufügen (also: der Musealisierung des Dargestellten zuzuarbeiten). Dass Eckehard Pistrick Musikethnologe ist (an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg) und dass die Vorarbeiten zu diesem Film im Rahmen einer Feldforschung entstanden³, mag das Moment der Dokumentation einer sterbenden kulturellen Praxis unterstreichen, die es schon bald nicht mehr in dieser Vielfalt geben wird.

eines Albanienbildes, Marburg: Tectum 2005; zuerst als Diss., Wien 2001). Zur Rezeption Albaniens in der Kunst vgl. HUDHRI, Ferid: *Albania and Albanians in world art*, Athens: Giovanis 1990.

- 3 PISTRICKS Buch/CD-Kombination *Versteckte Stimmen*, Halle: Destinatio-Verlag 2008 (= edition decus), eine Art „wissenschaftlichen Reisetagebuchs“, ist eine der wichtigsten Vorarbeiten zu *Polyphonia*. Das Projekt, in dem die Vorarbeiten zu dem Film stattfanden, war „Aural and Visual Representations of Albanian Identity“ betitelt; die Ergebnisse liegen inzwischen auch gedruckt vor: *Audiovisual media and identity issues in Southeastern Europe* ed. by Eckehard PISTRICK, Nicola SCALDAFERRI and Gretel SCHWÖRER. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars 2011. Vgl. dazu auch PISTRICKS Aufsätze „Celebrating the imagined village. Ways of organizing and commenting local soundscapes and social patterns in South Albanian feasts“, mit Gerda DALIPAJ, in: *International Journal of Euro-Mediterranean Studies* 1,2, 2008, S. 163–191, „Whose is the song? Fieldwork views on multipart singing as expression of identities at South Albanian borders“, in: *Balkan border crossings. First annual of the Konitsa summer school*, ed. by Vassilis Nitsiakos [...]. Berlin: Lit 2008, S.

Selbst die beiden Protagonisten, um die herum die Erzählung des Films versammelt ist, sind durch einen Widerspruch gebunden: Der eine (Anastas) ist orthodoxer Christ, der andere (Arif) Muslim: Sie sind befreundet, obwohl der Konflikt der Religionen (sowie die Tatsache, dass Hoxha Albanien zum ersten „atheistischen Staat“ erklärt hatte, was zu einer massiven Verfolgung aller Religionen führte) zur Geschichte des Landes dazugehört⁴. Beide sind Ziegenhirten. Beide lieben die Musik. Und beide kommunizieren sogar singend mit ihren Tieren. Die so besondere Klangwelt des polyphonen Singens setzt aber das singende Kollektiv voraus – darum auch sind die Zusammenkünfte das dramaturgische Zentrum, um das herum sich die Besonderheiten gruppieren, die die Hervorbringung des Gemeinsamen überhaupt erst erfassbar machen. Sieben Männer sitzen in der Runde, trinken Kaffee und Raki; Arif stimmt eine Melodie ein; die anderen setzen ein, setzen dem Lied einen vielstimmigen tiefen Halteton entgegen (einen sogenannten Bordun-Ton, wie wir ihn auch aus der Glocken-, Orgel- oder Drehleiermusik kennen) – und erst jetzt vereinigt sich das Kollektiv im Klang. Der Film zeigt die Vielfalt der Alltagsarbeiten, die alle Beteiligten erledigen müssen; und er setzt jene Situationen des gemeinsamen Singens als Momente der Ruhe, als fast meditative Inseln im Fluss des Arbeitens dagegen. Es ist nicht die Meditation einzelner, sondern es sind ganze Gruppen, die im Klang zueinander kommen. Das individuelle Singen der beiden Helden mit ihren Ziegen ist nur eine Vorform, die erst in der Gemeinschaft zu ihrer endgültigen Entfaltung kommt (auch wenn die Glocken der Ziegen bereits jene isopolyphonen Klangwelten⁵ aufzunehmen scheinen, die später im Gesang entfaltet werden).

Der Film braucht fast zwanzig Minuten, bis er zum ersten Mal dieses Klanggeschehen zeigt (und wenn man an eine filmische Dramaturgie der Retardation denkt, an eine Phase der Vorbereitung und Einstimmung, dann wird der Eindruck später

358–381), „Singing back the kurbetli. Responses to migration in Albanian folk culture as a culturally innovative practice“, in: *Anthropological Notebooks* 16,2, 2010, S. 29–37 und „A fading musical memory? National identity construction in Lab epic songs“, in: *Albania. Family, society and culture in the 20th century*, ed. by Andreas Hemming. (...) Wien et al.: LIT 2012, S. 187–205 (= *Studies on South East Europe*, 9).

- 4 Dass die albanische Bevölkerung seit dem zweiten Weltkrieg unter wechselnden Herrschaftsverhältnissen gestanden hat, wird im Film einmal von einem der Hirten als nur ironisch kommunizierbare Umkehrung erzählt – während man im Krieg als Helfer oder Sympathisant der Partisanen verfolgt wurde, wurde man es danach als Helfer der italienischen bzw. deutschen Besatzungsmacht.
- 5 Zur Isopolyphonie vgl. TOLE, Vasil S.: *Folklori muzikor. Iso polifonia dhe monodia* (= *Permbledhje studimesh etnomuzikologjike*). Tiranë: Shtëpia Botuese Uegen 2007 sowie die Dokumentation, die im Rahmen des UNESCO-Projekts *Safeguarding Albanian Folk Iso-Polyphony: A Unesco Masterpiece of the Oral and Intangible Cultural Heritage of Humanity* entstanden ist – TOLE, Vasil S.: *Inventory of performers on iso-polyphony*, Tirana: Albanian Music Council 2010, URL: <http://www.isopolifonia.com/Other%20docs/Inventory%20of%20Performers,%20on%20iso-polyphony.pdf>. Vgl. zudem die *Isopolyphonia*-Datenbank, URL: <http://www.isopolifonia.com/>. Zur albanischen Musikkultur vgl. EMERSON, June: *The music of Albania*, Ampleforth: Emerson Edition 1994 und SHETUNI, Spiro J.: *Albanian traditional music. An introduction, with sheet music and lyrics for 48 songs*, Jefferson, NC [...]: McFarland 2011.

durch einen der Sänger bestätigt, der im Interview davon spricht, dass ein Lied erst reifen müsse, bevor man zusammen den erstrebten gemeinsamen Klang erzeugen könne und einander musikalisch verstehe – eine Phase, die auch dem gelingenden Gespräch vorausgehen müsse). Bis zu jener ersten Versammlung zeigt der Film die Dorfbewohner bei der Arbeit, kurze Interviewstucke und stimmungsvoll komponierte, das Pittoreske der Bergwelt des oberen Shpati in Mittelalbanien einfangende Landschaftsaufnahmen. Arbeit: das ist das Huten und später das Verkaufen der Ziegen, das Beladen von Eseln, das Schleifen von Beilen, die Bereitung des Essens. Die Musikszenen stehen der Szenenfolge wie Ruhepole entgegen (und gehören dennoch ebenso zum Tagesablauf wie Phasen eines gemeinsamen Gebets). Und es sind nicht nur die Männer, die diese Gesangsform anstimmen – eine Szene zeigt eine Gruppe von Frauen, die ähnliches anstimmen (auch die Geschlechterrollen sind im Umbruch, erzählt der Film eher hintergründig; doch dies sei hier ausgespart).

Die Lieder thematisieren den Alltag und die Veränderungen, die ihn am Ende grundlegend umformen werden. Es ist vor allem die Emigration der Jüngeren, die in Gesprächen und Liedern vielfach angesprochen wird. Anastas, dessen Kinder in Griechenland sind, singt einmal: „Die Alten haben ihr Leben geändert/ Und die Jugend bleibt in der Ferne/ Oh weh! Oh weh!/ Klagt ihr Armen, denn Kummer naht“. Das Land selbst ist vom Rest des Landes abgeschnitten, mit modernen Verkehrsmitteln kaum zu erreichen. Es soll zwar eine Straße gebaut werden (der Film zeigt mehrfach die Bauarbeiten), doch wird sie die schleichende Zerstörung der Familien- und Nachbarschaftsbindungen im Dorf nicht aufhalten können. Wenn der Bürgermeister des Dorfes über die touristische Erschließung der ganzen Gegend spekuliert, die mit der Straße ermöglicht werde, mutet das angesichts der Alltagsrealität der Dorfbewohner nachgerade grotesk an.

So sehr das bisher Gesagte darauf hindeuten könnte, die traditionellen Formen des Zusammenlebens im Dorf als einen vorindustriellen Idealzustand zu feiern, so sehr unterminiert der Film diesen Eindruck vor allem in der Figur einer alten Frau, deren Hütte abgebrannt ist. Sie hat sich aus gefundenen Resten und Stoffstreifen mühsam ganz allein eine Art Sommerhutte gebaut. Wie sie den kalten Winter überstehen soll, ist vollkommen unklar. Sie sucht Steine und Felsstücke, die sie in der Umgebung findet, schichtet sie zu einer Trockenmauer auf – ohne jede Hilfe von anderen, als sei sie vom Dorf exterritorialisiert und von der Gemeinschaft ausgeschlossen. Der Film klärt die Gründe dafür nicht auf. Aber er setzt sie mehrfach als Kontrapunkt gegen die so idyllisch scheinende *unitas* der anderen, als Hinweis auf eine Grausamkeit im Umgang mit einzelnen, die dem Dorf ebenso normal zu sein scheint wie die Bedeutung der Feste als Höhepunkten der Selbstvergewisserung des Kollektivs.

Es ist ein Rituale, Spiele und Gesänge vereinigendes orthodoxes Osterfest, das den Höhepunkt des Films bildet. Dass auch Arif, der Muslim, daran teilnimmt, unterstreicht weniger das Toleranz-Verhältnis der Religionen als vielmehr die Bedeutung, die Feste für die Hervorbringung des Kollektivs haben. Zwar seien die Jüngeren religiöser orientiert als die Alten (durchaus eine Folge der Verbote und Verfolgungen, mit der in der Zeit der Diktatur alle Kirchen unterdrückt wurden, aber auch ein Hinweis auf die neue Rolle, die den Kirchen in der Neuformation von Gemeinschaftsstrukturen zukommt), doch seien sie nicht mehr an der traditionellen Musik

interessiert, äußert sich Anastas einmal. Tatsächlich ist der kulturelle Bruch nirgends so spürbar wie in den Szenen, in denen der Film Jüngere zeigt, deren Musik aus Radio und Fernsehen und Kassettentonbandgeräten schallt – es ist moderne arabeske Popmusik, meist türkischer Herkunft. TV-Apparate, die den ganzen Tag laufen und Shows und Musiksendungen zeigen, die an die Buntheit von Werbesendungen erinnern, sowie Handys sind allgegenwärtig – technisch sind die Jungen an die Medienwelt des umgebenden Europa angeschlossen (und umso mehr stellt sich die Frage, ob gerade die Medien ihnen die Möglichkeit einer konsumistisch und hedonistisch orientierten Lebenswelt vermitteln, die unter den Lebensbedingungen des Dorfs niemals hergestellt werden könnten und so die Emigration der Jungen nur unterstützen).

Und doch bleiben Anklammerungen an die traditionellen Lied- und Klangformen sowie manche ihrer performativen Elemente spürbar. Auf einer Dorf-Disco-Veranstaltung, auf der ein sehr junger DJ die Platten auflegt, werden traditionelle Tanzschritte mit dieser so anderen Unterhaltungsmusik kombiniert. Der DJ gibt sogar zu verstehen, dass die gesungenen Verse der Musik der Alten schön seien, gegenüber der im Computer arrangierten Musik, die er selbst auflegt. Für die Fete musste ein eigener Stromerzeuger in Gang gesetzt werden, sonst hätten weder die Musikanlagen noch die bunten Lichter, die das Fest illuminieren, in Betrieb genommen werden können.

Die im Titel des Films benannte Polyphonie möchte man auf den ersten Blick als Metapher eines vielstimmigen Miteinander ansehen, als Hinweis auf eine vorindustrielle Intensität eines identitätsstiftenden dörflichen Miteinander, das scharf gegen die Realität der westlichen Industriegesellschaften gesetzt ist. Der Film setzt aber – bei aller Faszination durch die so eigenständigen Klang- und Gesangsformen, von denen er berichtet – die Realität des Dorfes als zerrissen von Widersprüchen und von tiefen Veränderungen erfasst dagegen, erzählt von der Armut und von den Mühsalen der Arbeit. Dass von der inneralbanischen Musikkultur am Ende nur Spuren übrigbleiben werden, ist nach der Erzählung des Films ebenso unausweichlich wie er von der Tatsache fasziniert ist, dass die Älteren voller Selbstbewusstsein ihre Zugehörigkeit zu einer sterbenden Kultur im gemeinsamen Gesang beschwören und in den Momenten des Singens auch jene Dichte des Augenblicks herstellen können, die man als „ästhetische Gegenwart“ bezeichnen möchte.

Die Unaufhaltbarkeit des Geschehens werden diese Momente aber nicht umdrehen können. Es ist die filmische Form selbst, die den Affekt des Trauerns unterstützt, der sich auch dem Zuschauer aufdrängt: Wie mit einer rhythmisierenden Interpunktion sind die Handlungsszenen (Szenen der Arbeit, Interviews, Gesänge) mit den oben schon erwähnten Landschaftsaufnahmen, mit stillebenartigen Aufnahmen einzelner Objekte oder Porträts voneinander getrennt. Diese Bilder sind von Stille begleitet, von einem unidentifizierbaren, diffusen Naturklang begleitet und manchmal mit rein instrumentalen, klagenden Flötenklängen unterlegt. Die Melancholie der Lieder zeigt sich so als Echo eines Wissens der Singenden – und sie ist zugleich ein Affekt, der sich dem Zuschauer angesichts der ästhetischen Prägnanz polyphonen Gesangs und der zugleich kommunizierten Einsicht, dass sie als lebendiges kulturelles Tun aussterben wird, erschließt.

Kiel

HANS J. WULFF